

Hartmut Schürbusch · Alfred Winter

NACHT

über Wattenscheid

Chronik des Krieges
in unserer Stadt

INHALT

5

Vorwort
Der Krieg

7

Nacht über Wattenscheid
Die Chronik des Krieges in unserer Stadt

43

Bilder des Krieges
Eine Foto-Dokumentation

79

Schlag auf Schlag
Das Kriegstagebuch von Albert Plassmann

125

Weiße Fahnen
Das Tagebuch der Irmgard Möller

Herausgeber:
Heimat- und Bürgerverein Wattenscheid e.V.

Produktion:
Hartmut Schürbusch
Alfred Winter

Gestaltung:
Dieter Pfennigwerth, Essen

Druck:
Esdar GmbH, Bochum

DER KRIEG

Vor 70 Jahren begann der Zweite Weltkrieg. Für viele ist er Geschichte. Für viele aber bis heute eine schreckliche Erinnerung. Ein Albtraum.

Der Krieg war - da sind sich die Historiker einig - der „größte und verheerendste Konflikt der Menschheit“. Alle Großmächte des 20. Jahrhunderts waren daran beteiligt.

Der Krieg begann 1939. Auslöser war der Überfall deutscher Truppen auf Polen...

Der Krieg endete 1945 mit der Kapitulation Deutschlands. Die wohl bitterste Bilanz: Mehr als 55 Millionen Menschen fanden den Tod.

Die Kriegsereignisse haben auch Wattenscheid nicht verschont. Davon berichtet die Chronik in diesem Buch. Außerdem haben wir zwei Tagebücher angefügt – bewusst im Originaltext, ungekürzt und unbearbeitet. Eingebunden ist auch eine Foto-Dokumentation der Zerstörungen in unserer Stadt.

September 2009

NACHT ÜBER WATTENSCHIED

von Hartmut Schürbusch

„Betrifft: Lagemeldung für den feindlichen Luftangriff am 10.7.1943. Bei dem Luftangriff (Fliegeralarm um 0.45 - 2.42 Uhr) wurden insgesamt 101 Spreng-, 20 Minenbomben, etwa 1.200 Phosphor- und 6.300 Stabbrandbomben abgeworfen. Der größte Teil der Bomben ist auf freies Gelände gefallen und hat überwiegend Flurschaden verursacht. Der kleinere Teil ist auf folgende Straßenzüge bzw. Werksgelände niedergegangen: An der Papenburg, Bahnhof-, Bochumer, Dicke-Bank-, Freiheits-, Hardenberg-, Ost-, Krupp-, Gertrudis-, Steinhaus-, Voedestraße und dem Gelände der stillgelegten Zeche Hannover, Zeche Holland und Centrum. Getötet wurden: 21 Männer, 12 Frauen und 3 Kinder. Verletzt wurden: 69 Männer, 22 Frauen und 18 Kinder. Die Unterbringung der Obdachlosen, die sich auf etwa 12.000 Personen belaufen werden, ist noch nicht restlos durchgeführt. Es wird ein großer Teil von ihnen nach auswärts evakuiert...“

Eine Lagemeldung bis ins kleinste Detail. Auszug aus einem amtlichen Bericht über den „Bombenterror“. Die Bilanz nur einer Nacht voller Trümmer, Tod und - zwischen den Zeilen - Tränen.

Es gibt heute, mehr als 60 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs, kaum noch authentische Lageberichte aus jenen Tagen. Sie verschwanden, wurden vernichtet. Auch das oben angeführte Zitat ist nur die Abschrift eines Originals, das ein Wattenscheider Bürger über die Zeit gerettet hat.

Der vergilbte Bogen trägt noch einen Zusatz: „Hierbei ging auch unsere Wohnung verloren...“

48 Luftangriffe trafen die Stadt. 320 Bürger kamen durch Bomben und Artilleriegeschosse ums Leben. Mehr als 45 Prozent aller Wohnungen wurden beschädigt, zum Teil sogar völlig zerstört. Schäden gab es auch an öffentlichen Gebäuden: Zwei Volksschulen fielen den Bom-

ben zum Opfer, ein Nebengebäude der Jungen-Oberschule, ein Jugendheim, eine Turnhalle und die Güterabfertigung des Bahnhofs. Rund 100.000 Kubikmeter Trümmerschutt bedeckten Straßen, Plätze und Grundstücke.

Es war Nacht über Wattenscheid.

Die folgende Chronik wurde 1970 geschrieben. Sie ist die Zusammenfassung einer Serie, die 25 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkriegs in der Wattenscheider Ausgabe der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung (WAZ) erschien. Die Stadt-Redaktion hatte Leser zur Mitarbeit daran aufgerufen. Den vielen Bürgern, die mit Bildern, Berichten und Hinweisen zu der Dokumentation beitrugen, sei an dieser Stelle Dank gesagt.

Am Anfang: Das Ende vom Fest

Es ist Sonntag, der 3. September 1939. Im prall gefüllten Festzelt feiert der MGV Hordel, nur einen Steinwurf von der Stadtgrenze entfernt, sein 50-jähriges Bestehen. Der Männerchor 1880 Günnigfeld will das große Freundschaftssingen fortsetzen. Da erscheinen schon wieder zwei Frauen am Eingang des Zeltes, um ihre Männer herauszuholen: Die haben einen Gestellungsbefehl erhalten und sollen sich sofort auf den Weg zu ihrem Truppenteil machen. Vorsitzender Albert Rösner bittet vergeblich: „Wartet doch wenigstens, bis wir unsere Lieder vorgetragen haben...“

Zur gleichen Zeit torkeln drei junge Männer aus der nahen Wirtschaft Gräwe, dem Stammlokal der Hordeler Sänger. Grölend ziehen sie in Richtung Günnigfelder Straße: „Wir werden weiter marschieren, bis alles in Trümmer fällt...“

So hält der Krieg Einzug in die Heimat.

An diesem Tag hagelt es Gestellungsbefehle. Es gibt kaum jemanden in Wattenscheid, von dem nicht ein Verwandter oder zumindest ein naher Bekannter den Zivilrock mit der Uniform tauschen muss.

Denn an diesem Sonntag ist das Ultimatum der Westmächte abgelaufen, England und Frankreich haben Deutschland den Krieg erklärt – nachdem Hitler am 1. September den Befehl zum Überfall auf Polen gegeben hatte.

Zu dieser Zeit befinden sich die Männer des SHD („Sicherheits- und Hilfsdienst“) bereits seit zwei Tagen in Einsatzbereitschaft.

Als einer der Ersten hat der beim Städtischen Bauamt in der Westenfelder Straße beschäftigte technische Oberinspektor Johannes Jung die Uniform angezogen, um sich zu seinem „Hauptquartier“ nach Wanne-Eickel zu begeben. Jahre hindurch sollte er als Bereitschaftsführer aller SHD-Züge aus dem Kreis Wanne-Eickel/Wattenscheid amtieren.

Die Einberufung der SHD-Männer war nach dem Schneeballsystem erfolgt: Die Polizei benachrichtigte jeweils nur jeden dritten von ihnen, der dann von sich aus für die Benachrichtigung der beiden anderen zu sorgen hat-

te. Standort-Mittelpunkt ist nun die Gaststätte Werring an der Westenfelder Straße. Doch da die Kegelbahn nicht so schnell umgerüstet werden kann, müssen die Männer der beiden Wattenscheider SHD-Züge auch andere Lokale mit Beschlag belegen. Man findet sie sowohl in der Funkenburg als auch in der Gaststätte Nolde am Hellweg, ja sogar im Eppendorfer Pastorat.

Außer diesen beiden Zügen hat man noch einen Sanitätstrupp aufgestellt. Er hat die Westenfelder Schule als Standort zugewiesen bekommen. Alle Männer unterstehen trotz der verschiedenen Quartiere straffer Disziplin. Denn man befürchtet das Schlimmste: Alarmstufe 1 ist angeordnet!

Erst allmählich erkennen die SHD-Männer, dass die NS-Führung ebenso wie auf anderen Gebieten den Krieg auch hinsichtlich des Heimatschutzes sehr sorgfältig vorbereitet hat. Getreu den Leitsprüchen „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ und „Hilf Deinem Nächsten, wenn er in Not gerät“ wurden die Männer bereits 1934 aufgefordert, sich der „Technischen Nothilfe“ anzuschließen. Sie hatten für den Bereich Wattenscheid einen Übungsplatz auf dem Gelände der Ziegelei Vennebusch eingerichtet, auf dem nach Kriegsende die Kleingartenanlage „Friedlicher Nachbar“ entstand. Dort befand sich auch das Ausbildungshaus, in dem sämtliche Geräte untergebracht waren, die im Katastrophenfall benötigt wurden.

An dieser Stätte mussten die Männer des SHD zweimal in der Woche antreten. Nach erfolgreicher Teilnahme an den Lehrgängen erhielten

die Ausgebildeten eine begehrte Karte: dieser Ausweis gab ihnen die Gewissheit, dass sie laut Parteibefehl für keinen anderen Zweck als den der Nothilfe herangezogen werden durften. Aufgrund der Ausbildung aber hatte die Partei auch einen lückenlosen Überblick darüber, wen und für welche Zwecke sie ihn im Bedarfsfall einsetzen konnte. Trotz dieser „Vorbereitungen“ kommt für viele in diesen Tagen die Einberufung zum Hilfstrupp völlig überraschend.

Auch die Besitzer der Lokale, in denen sie untergebracht werden, sind nicht im Geringssten darauf vorbereitet. Das führt in der „Funkenburg“ dazu, dass die Einberufenen in den ersten Tagen unter den Tischen auf dem Fußballfeld schlafen müssen.

Noch herrscht Ruhe in und über der Stadt.

Die ersten Bomben

Doch am 2. September 1939 erhält die Zeche „Fröhliche Morgensonne“ unerwartet Besuch: Ein englischer Aufklärer überfliegt nachts die Anlage. Bergmann Bruno König, ein leidenschaftlicher Hobby-Maler, beginnt ein neues Kapitel in seinem Tagebuch. Er zeichnet ein düsteres Bild: Gebündelte Scheinwerferstrahlen, die den Himmel abtasten...

Nach den Aufklärern kommen die Bomber: So auch in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli 1940. Der Bomber fliegt von Norden mit Kurs nach Süden. Die Höntroper hören das verhängnisvolle Brummen. Dann hören sie das Pfeifen der

Bomben, die niedergehen. Der Bomber scheint den Hellweg als Zielobjekt anvisiert zu haben.

Vier Bomben hat er ausgeklinkt. Drei fallen auf das Feld des Bauern Heroven, die vierte verwüstete den Garten des Hauses Lindenstraße, Besitzer Josef Knapp. Zum Glück ist kein Menschenleben zu beklagen. Auch der Sachschaden hält sich in Grenzen.

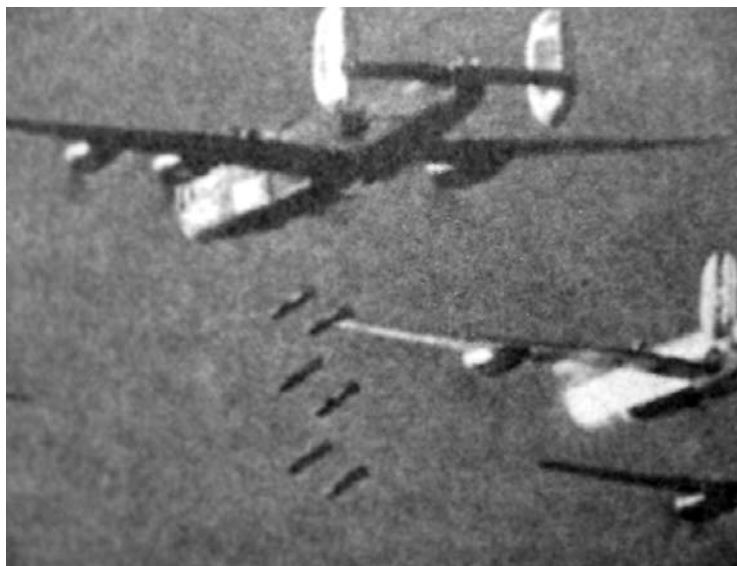
Vier Bombentrichter markieren den ersten Luftangriff auf Höntrop. Eine Serie, die zur Attraktion wird: Zum Glück hat es ja niemanden getroffen...

Die Trichter lösen im Laufe der nächsten Tage eine wahre Völkerwanderung aus. Jeder möchte sie sehen. Schon von der Westenfelder Straße aus, kurz hinter dem Bogen beim Bauer Heroven, sind sie zu erkennen. Schnurgerade liegen sie im gelben Weizenfeld – braune Wunden in der fruchtbaren Erde.

Je näher die Menschen dem vierten Einschlagsort kommen, desto mehr wächst die Spannung. Viele Schulklassen sind unterwegs und zertrampeln den Gemüse- und Blumengarten hinter dem beschädigten Haus. Hier ist die ganze Westseite zusammengebrochen.

Jeder kann in die Zimmer hineinsehen: Wirt stehen die Möbel durcheinander, überall liegen Scherben und Dreck. Alle Nachbarhäuser sind zur Einschlagseite hin mit Lehm bespritzt. An der Dachrinne des Hauses von Gerd Siesenop hängen entwurzelte Stachelbeersträucher. Ahnungsvoll sehen viele auf die Zerstörung.

„Wir saßen im Keller, als die Bombe fiel“, sagte Anne Harrmann. „Wir dachten alle, das



müsse aber ein schwerer Brocken gewesen sein, der da irgendwo eingeschlagen ist; und nun liegen die Trichter direkt hinter dem Haus“.

Einsatzwagen der Feuerwehr stehen in den engen Straßen. Die Wehrmänner bemühen sich, die Möbel aus den vom Einsturz gefährdeten Zimmern zu bergen. Die Möbel sind von Glas- und Eisensplintern übersät.

In einer Gruppe von Obersekundanern der Jungen-Oberschule steht Karl-Viktor Egen und erläutert seinen Klassenkameraden Wilhelm Gilly, Hubert Elvert und Werner Bröker, dass die Abwurfserie eigentlich fünf Bomben umfasst haben müsse, dass hier die fünfte und letzte Bombe gefallen sei, die vierte aber nicht ausgeklinkt habe. Da die ersten drei Bombentrichter alle 75 Meter auseinander liegen, hätte die vierte Bombe, die mit der Ladehemmung, mit scharfem

Schuss sein Elternhaus am nahen Hellweg getroffen. Ein naives Rechenexempel?

Höntrop ist noch einmal davon gekommen, Noch hat der Krieg in unserer Stadt kein Opfer gefordert. Doch die Angst vor den Bomben, die vorerst noch den Flakstellungen im Süden gelten, wächst.

Bergleute bauen Bunker

Bergleute wissen, wann Gefahr droht. Sie leben tagein, tagaus mit ihr. Bergleute sind auch die ersten, die in diesen Tagen daran gehen, Bunker zu bauen. Bunker, die aussehen wie die Welt unter Tage. Es sind Stollen. Ein bombensicherer Stollen wird auf der Zeche „Fröhliche Morgensonne“ angelegt. Er hat zwei Ein- und Ausgänge. Einer im Kesselhaus der Zeche, einer in der Nähe des Höntroper Friedhofes.

Auch in die Holland-Halde an der Weststraße treiben unter bergmännischer Anleitung Männer einen Stollen. Er bietet 2.000 Menschen Platz.

Am Luftschacht der Zeche „Engelsburg“ legt sich nach den ersten schweren Bombenangriffen 1942 und 1943 Steiger Otto Sieweke einen Privatbunker an, denn sein Haus an der Finkenstraße steht allein auf weiter Flur. Der Bunker, unter einer kleinen Halde angelegt, wird jedoch später weiter ausgebaut, so dass er auch den Leuten Am Hunnepoth und von der Weitmarer Straße Schutz bietet.

Der Reihe nach entstehen von 1940 bis 1943 die mehrstöckigen Bunker Helenen- und Hammerstraße, Bahnhof- und Günnigfelder Straße, Bismarck- und Gertrudisplatz.

Die ersten Bunker haben 1,10 Meter starke Betonwände, die nächsten erhalten schon Zweimeterwände. Auch in den meisten Gebäuden werden Luftschutzkeller eingerichtet. Die Bilanz nach fleißiger Bautätigkeit: „Alle Bürger können in Schutzräumen untergebracht werden.“

Noch fünfmal wird die Stadt im Jahre 1940 nach den ersten Bomben vom Sommer von feindlichen Fliegern heimgesucht. Im darauffolgenden Jahr achtmal. Größerer Schaden aber verschont die Stadt.

Bei den „Heimatsoldaten“ geht es vorerst noch recht geruhsam zu. Zum ersten Mal bekommen sie die furchtbaren Auswirkungen des Krieges zu Gesicht, als die Züge der Wattenscheider Feuerschutzpolizei am 9. Juli 1941 nach Münster beordert werden, um dort bei Löscharbeiten mitzuhelfen.

Es mutet fast wie ein Wunder an, dass in den ersten Kriegsjahren kein Wattenscheider SHD-Mann zu Tode kommt. Denn die Arbeiten, die den Trupps zugewiesen werden, sind oft recht gefährlich: Blindgänger und Bomben mit Zeitzündern müssen unschädlich gemacht werden.

Das Kommando führen dabei Feuerwerker, die von Dortmund in unsere Stadt beordert werden. Bei größeren Bomben lösen sich die SHD-Trupps, die eine Stärke von vier bis acht Mann haben, bei den Freilegungsarbeiten alle halbe

Stunde ab. Entschärft werden die Bomben in dieser Zeit noch nicht. Man sprengt sie nachts in die Luft.

Die Bevölkerung ist aufgefordert worden, jeden Blindgänger sofort zu melden. Eine Angstpsychose verleitet manchen Bürger dazu, Löcher anzuzeigen, die überhaupt nicht von Bombeneinschlägen stammen: Mehrere Tage halten SHD-Männer so in unmittelbarer Nähe des alten Bahnhofs Wache. Als schließlich die Feuerwerker kommen, schaut man sich betroffenen um. Die Leute aus Dortmund erklären: „Hier sind keine Bomben niedergegangen!“.

Wie groß die Unkenntnis über die fachgerechte Beseitigung von Blindgängern ist, zeigt dieses Beispiel: Nach Bombenabwürfen auf die Südfeldmark werden die SHD-Männer angewiesen, die Löcher der Blindgänger mit einem Wall von Sandsäcken abzuschirmen. Als ein Feuerwerker diese Maßnahme sieht, gibt er den Befehl, die Sandsäcke sofort wieder wegzuräumen. Die Worte, die er dabei gebraucht, lassen sich nicht schriftlich wiedergeben. Sie sind alles andere als schmeichelhaft.

Den SHD-Männern wird die schwierige Arbeit des „Bombenschürfens“ erst abgenommen, als sie bei einem Einsatz in Wanne-Eickel nur knapp dem Tode entrinnen. Von da an werden für diese Arbeiten Zuchthäusler eingesetzt. Sie melden sich gern freiwillig: Einmal kommen sie dadurch an die frische Luft, zum anderen gibt es eine bessere Verpflegung und manche Sonderration an Tabak und Alkohol. Manchmal riskieren sie aber auch ihr Leben.

Ab März 1942 häufen sich die Luftangriffe auf das Ruhrgebiet in beängstigender Weise. Die Nacht vom 8. auf den 9. März soll besonders für die Anwohner der Voedestraße zu einer Schreckensnacht werden...

Die ersten Opfer

Die Bomber brummen durch die Nacht. Wieder einmal haben Wattenscheids Bürger Luftschutzkeller und Bunker aufgesucht. Viele von ihnen ohne große Eile: Die Erfahrung hat gelehrt, dass vor allem die Industrieanlagen der Nachbarstädte das Ziel der feindlichen Flieger sind.

„Die werden wohl wieder mal Bochum aufs Korn nehmen“, sagen die Frauen, die im Hause Voedestraße 69 den Luftschutzraum aufsuchen.

Der Angriff ist kurz. Wie aus heiterem Himmel fallen die Bomben auf unsere Stadt. Bersende Balken. Feuer. Häuser brechen reihenweise zusammen. Auch das Haus Voedestraße 69 hat einen Volltreffer abbekommen. Sechs Tote werden am nächsten Morgen aus den Trümmern geborgen. Drei Todesopfer gibt es im Haus Voedestraße 77.

Die Bomben haben auch noch an anderer Stelle der Stadt Tod und Verderben gebracht. Zwei Todesopfer gibt es im Haus Schwerinstraße 10, zwei weitere auch im Haus Seydlitzstraße 9. Aus dem Haus Heidestraße 89 wird ein Mann tot geborgen, ebenso auf der Zeche „Fröhliche Morgensonne“, die einen Treffer in die Kraftzentrale abbekommen hat. Drei Tage dauert es,

bis Feuerschutzpolizei und SHD-Männer notdürftig Ordnung geschaffen haben.

Bei den Bergungsarbeiten Verschütteter tun sich besonders einige Bergleute hervor: Sie stützen eingestürzte Kellereingänge fachgerecht ab, um zu den Eingeschlossenen zu gelangen.

In dieser Nacht des ersten schweren Angriffs wird viel vom Geist der alten Nachbarschaftshilfe spürbar. Alle Unterschiede sind wie weggewischt. Es gilt nur eins: Die unter den Trümmern liegenden Menschen zu bergen, ihre Habe aus den brennenden Häusern zu retten. Der Gewerbeoberlehrer arbeitet neben dem Bergmann, der Akademiker neben dem Arbeiter und der Handwerksmeister neben dem Invaliden.

Zu den Verschütteten gehört auch Pfarrer Müller, der in dem Haus vor dem Evangelischen Krankenhaus wohnt. Als furchloser Gottesmann, fest in seinem Glauben stehend und immer auf die Gnade des Herrn vertrauend, der über Leben und Tod zu entscheiden hat, hatte er sich stets geweigert, Schutzräume außerhalb seines Hauses aufzusuchen. Nun aber hat es auch ihn getroffen. Die im selben Haus wohnende Gemeindegemeinschaft findet unter den Trümmern den Tod. Er selbst erliegt wenige Tage später seinen schweren Verletzungen. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung wird er am 18. März zu Grabe getragen.

Eine erschütternde Szene spielt sich vor einem Haus an der Voedestraße ab. Dort hat eine Bombe die Wasserleitung getroffen. Die Menschen in den Kellerräumen sind vom Tod durch Ertrinken bedroht.

Während sich Helfer daran machen, einen Gang zu den Verschütteten freizulegen, läuft Klempnermeister Walter so schnell er kann zu seiner Wohnung, um Geräte herbeizuholen. Doch: das Werkzeug, mit dem er wieder an der Unglücksstelle erscheint, genügt nicht. Er muss noch einmal zu seiner Wohnung laufen. Die Zeit verrinnt. Verzweifelt läuft ein Mann die Straße auf und ab. Er kann sich kaum vor Schmerzen aufrecht halten: „Meine Frau, meine Frau, sie ertrinkt mir“, ruft er immer wieder.

Als - endlich - die Wasserleitung zum Keller abgesperrt ist, hebt der Mann dankbar die Hände zum Himmel. Dann fällt er zusammen, sackt auf den Boden. Aus seinen Mundwinkeln rinnt Blut. Wenige Augenblicke später ist er tot. Der durch die Detonation der Bombe entstandene Luftdruck hatte ihm die Lunge zerrissen...

In der Nachbarschaft brennt es an vielen Stellen. Auch der Vorraum der zur Gaststätte Langenbeck gehörenden Kaiser-Wilhelm-Halle, in der die ersten Konzerte der Stadt stattfanden, steht in Flammen.

Besonders schwer getroffen wird das Marienhospital: In dieser Nacht fallen 29 Brandbomben auf das Krankenhaus. Etwa 200 weitere Brandbomben treffen die nächste Umgebung. Doch furchtlos folgen die Krankenschwestern dem Beispiel ihrer Oberin: Sie machen die noch nicht voll entzündeten Bomben unschädlich, indem sie sie kurzerhand aufnehmen und durch die Fenster nach draußen werfen.

In die tapferen Rettungsarbeiten schalten sich auch Vikar Ahrens und der Schreiner Dön-

ninghaus ein. Nur Dank der gemeinsamen Bemühungen kommen bei diesem Angriff kein Patient und keine Schwester zu Schaden. Das Krankenhaus selbst kann ebenfalls vor größeren Schäden gerettet werden.

Im Archiv der Propsteigemeinde ist später über diese Nacht zu lesen: „Der staatliche Sicherheitsdienst hat vollkommen versagt. Erst gegen 10 Uhr vormittags lässt er von sich hören. Im Elisabeth-Waisenhaus sind nur einige Fenster eingedrückt, ebenso im Vereinshaus und in der Propstwohnung.“

Voedestraße im Visier

In der Voedestraße spielen sich in der Zwischenzeit immer noch erschütternde Szenen ab: In einem getroffenen Haus bemüht sich verzweifelt ein junger Bergmann, die Trümmer wegzuräumen, um seiner verschütteten Mutter zu helfen. Während er gräbt, ruft er ständig „Mutter, Mutter, ich komme zu dir“. Da ihn der Stiel der Schaufel behindert, bricht er ihn einfach ab. Nach langer Arbeit gelingt es dem Sohn, bis zu seiner Mutter vorzudringen. Tränen fließen ihm über die Wangen, als er sie unverletzt in seine Arme schließen kann.

In einem anderen Haus an der Voedestraße springt ein Invalide mit gebrochenem Oberschenkel die zu einem Drittel weggerissene Treppe hinunter, um sich ins Freie robben zu können. Als er hört, dass seine Frau nur tot geborgen werden konnte, bricht er zusammen.

In einem Keller an der Voedestraße wird ein junger Mann so unglücklich eingeklemmt, dass ihm nur durch schnellen Einsatz geholfen werden kann. Die Rufe des Mannes gellen durch die Gegend. Die Männer der „Nachbarschaftshilfe Bohnenkamp“ befreien ihn nach langer Qual aus den Trümmern. Wenige Wochen später spricht er bei seinen Lebensrettern vor, um sich noch einmal zu bedanken – mit einem Stellungsbefehl in der Tasche.

Einen Tag nach dem Angriff auf die Voedestraße fällt eine Luftmine in das so genannte Schafsfeld. Da der Boden hart gefroren ist, explodiert sie auf der Oberfläche. In der Gemarkung, die von Hoch-, Wasser-, Graf-Adolf- und Harkortstraße umgrenzt wird, gibt es kaum ein Haus, das nicht beschädigt ist.

Katharina Dickel, die nach dem Tode ihres Mannes das Dachdeckergeschäft weiterführt und es nach Kräften ihrem zur Wehrmacht einberufenen Sohn zu erhalten sucht, sitzt am Kamin ihres Hauses an der Hochstraße 70, als die Luftmine niedergeht. Die Splitter fliegen wenige Zentimeter am Kamin vorbei. Katharina Dickel kommt mit dem Schrecken davon.

Sie bleibt auch unverletzt, als einige Zeit später das sorgsam gehütete Haus durch eine Brandbombe entzündet wird und niederbrennt. Doch als der Bombentod zum dritten Mal die Hand nach ihr ausstreckt, muss sie ihr Leben lassen; Zusammen mit ihrer Schwiegertochter hatte sie am 4. November 1941 Zuflucht im Keller der Gastwirtschaft Wiesmann gesucht, als das Haus einen Volltreffer erhält...

Die Männer der SHD-Bereitschaft und der Feuerschutzpolizei schaffen es schon bald nicht mehr, alle Schäden zu beheben. Denn Mitte April 1942 folgt eine ganze Reihe von Luftangriffen, die zwar den Nachbarstädten gelten, aber auch in Wattenscheid Unheil anrichten.

In der Gaststätte Bohnenkamp gegenüber der Post entsteht eine „Nachbarschaftshilfe“ auf freiwilliger Basis, Transportunternehmer Otto Lingener besorgt das technische Gerät. Jeden Abend finden sich in diesen Tagen bei Bohnenkamp Hilfwillige ein, um dort einzugreifen, wo Not am Mann ist. Ihrem schnellen Einsatz ist es

auch zu verdanken, dass die erste Brandbombe die auf ein Haus in der Innenstadt fällt, keine allzu große Verwüstung anrichtet. Es ist das Haus Hardenbergstraße 1, das im wahrsten Sinne des Wortes aus heiterem Himmel getroffen wird; von einer mit leicht entzündbarer Flüssigkeit gefüllten Flasche, die an einem Ballon hängt. Der Wind muss sie abgetrieben haben. Es hatte vorher noch nicht einmal Fliegeralarm gegeben. Die Männer von der „Nachbarschaftshilfe Bohnenkamp“ (u.a. Bergmann Fritz Heidenreich, Hüttenarbeiter K. Timmermann, Gärtner Max Schug, Kraftfahrer Franz Vogel und Möbelkaufmann Franz Krause) sind jedoch auch an diesem Tag auf Posten. Es gelingt ihnen, das Feuer zu löschen, bevor es größeres Ausmaß annimmt.

Das Beispiel der Männer der „Nachbarschaftshilfe“ macht schnell Schule. Innerhalb der ganzen Stadt gibt es plötzlich Häuserzeilen, deren Keller mit Durchbrüchen verbunden werden. Schutzsuchende können so im Falle eines Bombentreffers durch das Nachbarhaus ins Freie gelangen.

Die Häufigkeit der Luftangriffe bringt es mit sich, dass ein differenzierteres Warnsystem eingeführt werden muss: Vorwarnung, Luftalarm und Vollalarm (an- und abschwellender Dauerton). Durch die Unterscheidung ist es nicht mehr nötig, dass die Bürger bei jedem Alarm gleich in die Bunker und Schutzräume müssen.

Doch: oft wird der akute Luftalarm zu spät gegeben. So gehen einmal in der Park- und Voedestraße Bomben nieder, ehe noch die letzten Töne des Vollalarms verklungen sind.



Ein grauenhafter Vorfall ereignet sich am Bunker an der Wattenscheider Straße in Bochum: Noch bevor die letzten Menschen hinter den dicken Betonwänden Schutz finden können, geht in unmittelbarer Nähe des Bunkers eine schwere Bombe nieder. Zahlreiche Menschen werden durch den Detonationsdruck in die Luft geschleudert. Ihre zersplitterten Körper findet man nachher im weiten Umkreis.

So schwer die Wunden auch sind, die der Krieg im Jahre 1942 der Stadt schlägt, so gering erscheinen sie im Vergleich zu denen, die die Nachbarstadt Essen hinnehmen musste, als dort der erste Großangriff erfolgt. Dieser Angriff hat auch den ersten Großeinsatz der Wattenscheider SHD-Bereitschaft und der Feuerschutzpolizei zur Folge.

Bei diesem Einsatz zeigt es sich, dass die Wattenscheider Wehrmänner zwar technisch gut ausgerüstet sind, dass verschiedene Einrichtungen aber noch der Verbesserungen bedürfen: Die SHD-Männer treten ihre Fahrt nach Essen nämlich im offenen Wagen an. Durch brennende Häuser sind sie ständig von Funkenflug bedroht; so müssen sie sich buchstäblich zu ihrem Einsatzort durchkämpfen.

Während die Männer aus den zerstörten Häusern zu retten suchen, was noch zu retten ist, nähert sich dem Einsatzleiter Johannes Jung ein junges Paar. „Entschuldigen Sie bitte“, sagt die Frau, „in diesem Haus befand sich unsere Wohnung, für die wir jahrelang gespart hatten. Wir wollten nach unserer Trauung morgen hier einziehen. Auch die Getränke für den Pol-

terabend müssen hier noch irgendwo liegen.“ Doch dann, mit einer spontanen Geste, fasst die junge Frau ihren Bräutigam unter den Arm: „Komm“, sagt sie, „die Hauptsache ist, dass du noch da bist...“.

Derartige Szenen erleben die SHD-Männer in der nächsten Zeit oft. Zum Beispiel am Abend des Pfingstamstages 1942, als die Bochumer Innenstadt bombardiert wird und so lichterloh brennt, dass die Flammen bis nach Wattenscheid zu sehen sind.

Bei diesem Angriff bleibt auch der Osten unserer Stadt nicht verschont. Doch etwas anderes ist es diesmal, das die Bürger der Stadt in Erregung versetzt: Ohne dass sie etwas davon erfuhren, hatte die Kreisleitung zu Pfingsten angeordnet, zu den Gottesdiensten nur so viele Menschen zuzulassen, wie in Luftschutzkellern untergebracht werden können. Die Gläubigen, die zu den Gottesdiensten wollen, sind erstaunt, vor den Portalen Mitglieder des Kirchenvorstandes anzutreffen, die sie am Betreten der Kirchen hindern. Es dürfen nur Alte und Kranke passieren.

Doch schon nach dem Pfingstfest macht sich der Kirchenvorstand der Propsteigemeinde an die Arbeit und richtet in einigen Nachbarhäusern Luftschutzkeller ein: im Vereinshaus und in den Gebäuden Weststraße 2, 4 und 8. Zum Glück brauchen die Schutzräume bis Ende des Jahres kaum aufgesucht werden. Es gibt keine akuten Angriffswarnungen.

Nur einmal, an einem Novembersonntag, wird vor Beginn der Siebenuhrmesse Flieger-

alarm gegeben. Die Warnung erfolgt jedoch erst so spät, dass niemand mehr in die Schutzräume gehen kann. Die Gläubigen müssen auf Geheiß eines Polizeibeamten in der Kirche bleiben. Als die Kreisleitung sieht, dass ihr Erlass gegen den Kirchenbesuch ein Schlag ins Wasser ist, gibt sie die telefonische Anordnung, dass auf „Anordnung des Führers“ nach nächtlichem Fliegeralarm vor 10 Uhr keine kirchlichen Veranstaltungen mehr abgehalten werden dürfen.

Autos und Indianer

Als sich die Luftangriffe mehren, richten die Werke, vor allem die Zechen, Beobachtungsstände ein, um nach Bombenwürfen möglichst schnell Hilfsmaßnahmen einleiten zu können. Diese Stände sind meist nur mit einem Mann besetzt, denn mehr Platz haben die durch Beton und dicke Eisenplatten abgesicherten Räume nicht. Zentraler Punkt der Beobachtungen ist der Bismarckturm im Bochumer Stadtgarten, den das Polizeipräsidium eingerichtet hat.

Ein für Wattenscheid besonders wichtiger Beobachtungsstand befindet sich auf dem Löschurm der zur Zeche „Hannover“ gehörenden Kokerei. Doch je gefährlicher die Angriffe werden, desto mehr Beobachtungsstände bleiben unbesetzt, weil sich keine Männer finden, die von diesen Punkten aus der Gefahr ins Auge sehen wollen.

Zwischen den Beobachtungsständen und den Betrieben besteht enger Kontakt. Sind An-

zeichen für akute Luftgefahr gegeben, gibt der Turmwächter der Hannover-Kokerei zum Beispiel das Zeichen „Tüt -tütüt - tüt - tüt“, das so deutlich vernehmbar ist, dass es in ganz Günnigfeld gehört werden kann.

Die Männer auf den Beobachtungsständen sind mit Ferngläsern für Tag- und Nachtbeobachtungen, mit Stahlhelmen und Telefonen ausgerüstet. Die Sprechverbindung führt zur Werkschutzleitung, die in Bunkern oder Stollen ihre Nachrichtenräume eingerichtet hat. Bei kritischer Lage werden Durchsagen vom Werkschutz an die Beobachter weitergegeben, die anhand einer Karte und mit Hilfe eines Decknamensverzeichnisses den Flug des Bombenpuls verfolgen können, bis sie mit dem Fernglas durch die Sehschlitze ihre eigenen Beobachtungen machen.

Die Decknamen sind so raffiniert zusammengestellt, dass nur Eingeweihte etwas damit anfangen können. So ist bei den Durchsagen immer von „Autos“ und „Indianern“ die Rede, „Autos“ bedeuten Bomber, während die Jäger als „Indianer“ bezeichnet werden.

Aber als es dann heißt „Verbände in Martha - Friedrich 7 (Ostende - Dünkirchen) fliegen das Ruhrgebiet an“, wird es ernst.

Am 8. und 9. Juni 1943 treiben Sirenen die Bevölkerung in die Schutzräume und Bunker. Kurz danach fallen die ersten Bomben auf Günnigfeld. Eine trifft den Saal der Gaststätte Dahrenrecht, wo die Günnigfelder jahrzehntelang frohe Stunden verlebt haben: Das Lokal ist die Geburtsstätte des Wattenscheider Karnevals.

Die Gü-Ka-Ge verliert bei diesem Angriff ihr gesamtes Vereinsvermögen im Werte von 35.000 Mark: Instrumente, Kostüme, Rollenbücher, Requisiten.

Die Häuser zwischen der Propstei und der Kirche, die Papenburg, werden an diesen beiden Schreckenstagen fast vollständig zertrümmert. Besonders schwer getroffen wird wieder die Voedestraße. Die fast 110 Jahre alte Apotheke wird zwar nur angeschlagen, doch die Nachbarhäuser sind eine einzige Trümmerstätte: Die Wirtschaft Mansfeld, das Fachwerkhaus Mesenhol, die Häuser Flick und Ahlemann. Treffer erhält auch der Saal der Kaiser-Wilhelm-Halle an der Swidbertstraße, der völlig ausbrennt. Auch die Gaststätte des „Schwatten Küppers“ an der Freiheitstraße wird ein Opfer der Bomben.

Nach diesen beiden Schrecken Nächten werden in Wattenscheid zahlreiche Telegramme aufgegeben, die allerdings von der Partei genehmigt werden müssen. Eins davon erhält auch Oberleutnant Heinz Mesenhol, der an der Ostfront im Abschnitt Murmansk liegt. Es lautet: „Komme sofort. Eltern, Schwiegereltern und wir total ausgebombt.“ Als Heinz Mesenhol, der später Leiter des Kulturamtes der Stadt Wattenscheid werden sollte, das Telegramm erhält, ist er erschüttert. Auch die Anteilnahme seiner Vorgesetzten ist groß. Sie sorgen dafür, dass er per Flugzeug nach Königsberg gelangen kann. Von dort fährt ein Urlauberzug nach Bochum. 34 Stunden, nachdem Heinz Mesenhol das Telegramm erhalten hat, ist er in Wattenscheid. Die

Wohnungen seiner Angehörigen, Rathausstraße 11, Voedestraße 13 und Hohensteinstraße 93, sind zwar vollkommen zerstört, doch alle Familienmitglieder haben die Angriffe unversehrt überstanden, Bekannte in der Rathausstraße haben sich ihrer angenommen.

In dieser Zeit verlassen viele Wattenscheider, sofern sie nicht beruflich gebunden sind, fluchtartig die Stadt. Nicht nur Obdachlose und Ausgebombte wandern ab, sondern auch viele, deren Wohnungen noch heil sind. Sie ahnen noch weiteres Unheil.

Den freiwilligen Fortzügen folgen bald vom Staat organisierte Evakuierungen. Als Aufnahmegebiete werden Pommern, Baden und das Sudetenland bestimmt. Vor allem werden dort Frauen und Kinder in Sicherheit gebracht. Die Männer müssen in der Stadt bleiben.

Ein Sammelplatz vieler Schutzsuchender ist in diesen Tagen das Kolpinghaus in der Saarlandstraße, das von Fritz Butterwegge bewirtschaftet wird. Es nimmt im Gang des Kellergeschosses zahlreiche Nachbarn bei Luftalarm auf. Das Haus wird jedoch bei einem Angriff in der Nacht zum 29. Juni 1943 ein Raub der Flammen. Die Feuerwehr kann nicht eingreifen, da sie mit Löscharbeiten am katholischen Krankenhaus beschäftigt ist. Hilfsbereite Bürger bilden eine Kette von Wasserträgern durch die sechs Stockwerke des Hauses zum Brandherd unter dem Dach. Doch das Wasser ist knapp. Der gut gemeinte Löscharbeit schlägt fehl...

Eine Nacht des Grauens

Jetzt sind fast täglich Bomber über der Stadt. Einer der schwersten Luftangriffe trifft am 10. Juli 1943 die Stadt. Um 0.45 Uhr schreckt Fliegeralarm die Bürger hoch. Die feindlichen Bomber werfen 101 Spreng- und 20 Minenbomben, rund 1 200 Phosphor- und 6 300 Stabbrandbomben. Sprengbomben zerstören 35, Brandbomben 91 Häuser total. 76 Häuser werden schwer beschädigt. Mittlere und leichte Schäden entstehen an 2 476 Häusern.

Die Nacht der Trümmer ist auch eine Nacht des Todes: 21 Männer, 12 Frauen und 3 Kinder werden getötet, 69 Männer, 22 Frauen und 18 Kinder verletzt. Ein besonderes Drama spielt sich am Schwarzbach ab: Etwa 300 Menschen der Siedlung Watermannsweg haben in der Todesnacht in der fünfzig Meter langen Durchführung des Schwarzbaches Schutz gesucht. Durch einen Volltreffer auf die 80 Zentimeter starke Wasserleitung am Watermannsweg entsteht eine plötzliche Flutwelle im Schwarzbach. In der mit Menschen überfüllten Durchführung herrscht Panik. Nach Augenzeugenberichten ertrinken drei kleine Kinder in den Fluten.

Der größte Teil der Wattenscheider Bevölkerung ist mehr oder weniger bombengeschädigt. Aus diesem Grunde bleiben viele Arbeiter und Angestellte ihren Arbeitsplätzen fern.

Der Eisenbahnverkehr vom Bahnhof Wattenscheid, der auch einen Treffer erhalten hat, in Richtung Bochum und Essen ist völlig unterbrochen. Die Straßenbahnlinie nach Bochum

und Gelsenkirchen bleibt mehrere Tage infolge der Netzerstörungen außer Betrieb. Das größte Problem stellt jedoch die Unterbringung von rund 12 000 Obdachlosen dar. Ein großer Teil von ihnen muss evakuiert werden.

Die Schrecken Nacht vom 10. Juli 1943 hat deutlich gezeigt, wie ernst die Lage in der Heimat geworden ist. Am 20. September 1943 wird vom Regierungspräsidenten in Arnsberg eine Polizeiverordnung erlassen, die in der „Westfälischen Landeszeitung Rote Erde“, deren Geschäftsstelle sich am Adolf-Hitler-Platz (später August-Bebel-Platz) befindet, verbreitet wird: „Nach der Verlegung der höheren Schulen und Mittelschulen aus den Luftnotstandsgebieten, hat sich herausgestellt, dass einige verantwortungslose Eltern ihre Kinder nicht mit diesen Schulen verschickt, sondern Zuhause behalten haben. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn diese Jugendlichen ordentlichen Berufen und Lehrstellen zugeführt würden ... Das ist aber oft nicht der Fall. Diese Jugendlichen bleiben zum Teil beschäftigungslos zu Hause ... Deshalb hat der Regierungspräsident ... die Verordnung erlassen, nach der sich Schülerinnen und Schüler der höheren Schulen und Mittelschulen, die zu Hause geblieben sind, sofort bei der Ortspolizei zu melden haben, damit sie den zuständigen Arbeitsämtern zur Einschaltung in den Arbeitsprozess zugewiesen werden können.“

Dieser Erlass lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Doch das Verhalten vieler Eltern ist verständlich. Die Klassen werden nach Ungarn geschickt, von dort wieder abgezogen

und in andere Gebiete, vornehmlich an der Ostsee, geschickt. Viele Eltern glauben zu dieser Zeit, in der sich die Luftangriffe immer mehr häufen, dass ihre Kinder in anderen Teilen des Landes ebenso gefährdet sind wie daheim. Sie wollen sich nicht von ihnen trennen.

Bereits einen Tag nach dem Erlass geht in einem nächtlichen Angriff wieder ein Hagel von Bomben auf das Ruhrgebiet nieder. Ein Ziel ist Bochum. Doch wie immer bei Angriffen auf die Nachbarstadt, bekommen auch Günnigfeld und Heide ihren Teil ab. Die Bomben, die am 29. September 1943 fallen, fordern in unserer Stadt 20 Todesopfer.

Das jüngste ist die siebenjährige Inge Quecke aus der Höntroper Straße, das älteste die 76-jährige Elisabeth Hegemann aus der Buchenstraße in Günnigfeld. Zu den Toten gehören ferner der Bauer Ernst Backhaus (47), Weitmarer Straße; das Ehepaar Johann (42) und Maria Nagentowski, Hammerstraße; die 24-jährige Maria Koziński, Rathausstraße, und ihr Bräutigam Clemens Schwitz; Maria Kruck, Hordeler Straße; Josef Quecke (34), Höntroper Straße; Luise König (44), Bochumer Straße; Anneliese Reinke, Parkstraße; August Gerritz, Luise Schroer, Elisabeth Eickerbruch, Maria Knappmann, Frieda und Liselotte Gorski, Heinz Kirstein.

In der „Roten Erde“ ist zu lesen: „In den Abendstunden des Mittwochs, 29. September, war der Luftschutzort Bochum erneut das Ziel eines anglo-amerikanischen Terror-Angriffs... Die feindlichen Flugzeuge warfen eine große Anzahl von Bomben ab, durch die zahlreiche

Häuser zerstört wurden. Die Bevölkerung hatte Verluste... Die Zahl der Gefallenen steht noch nicht fest... Die Haltung der Bevölkerung war vorbildlich und entschlossen.“

Am 19. November 1943 fallen wieder Bomben. vier Luftminen gehen an der Papenburg, auf dem Gelände Beckmann und an der Herrmannstraße nieder. Das Weihnachtsfest jedoch verläuft ruhig. Sämtliche Gottesdienste in den Kirchen sind überfüllt. Vermag die Parteiführung auch die Rückkehr der Evakuierten nicht zu verhindern, so ist der gute Besuch der Gottesdienste, noch mehr die Tatsache, dass die auswärtig Untergebrachten nach dem Fest ihre Heimatstadt nicht verlassen wollen, der Partei ein Dorn im Auge.

Als die Bevölkerung der Aufforderung, wieder in das ländliche Exil zurückzukehren, wenig Beachtung schenkt, erlässt die Kreisleitung im Mai 1944 einen Aufruf, in dem es u.a. heißt: „Die Härte der Terrorangriffe und die Erfahrungen in fünf Kriegsjahren haben gezeigt, dass die Bevölkerung den Sinn des totalen Einsatzes verstanden hat und in beispielhafter Aufopferung ihre Luftschutzpflicht erfüllt. Diese vorbildliche Haltung unseres Volkes macht es als ein Gebot der Gerechtigkeit erforderlich, etwa noch Säumige und Pflichtvergessene mit einer noch schärferen Handhabung der Luftschutzstrafbestimmungen zu der an sich selbstverständlichen Pflichterfüllung im Heimatkriegsgebiet auszuhalten. So wie der Soldat an der Front, so hat auch jeder in der Heimat an dem Platz, an den er gestellt ist, sei-

ne Pflicht zu tun. Alle Luftschuttsünder haben in Zukunft mit ganz empfindlichen Strafen zu rechnen.“ Auf der anderen Seite versucht die Partei durch alle möglichen Veranstaltungen, die Bevölkerung bei der Stange zu halten. Dazu gehören beispielsweise auch Varietévorstellungen, die von der NSG „Kraft durch Freude“ in der Kronenburg veranstaltet werden und deren Programm in vielen Fällen ausgezeichnet ist. Den Machthabern ist inzwischen die Möglichkeit gegeben, gute Artisten aus den von deutschen Truppen besetzten Gebieten im Wege der Dienstverpflichtung ins Ruhrgebiet zu holen.

Am 2. Pfingsttag findet in der Kronenburg ein Varieté-Zauber unter dem Motto „Alles nett von A. bis Z“ statt. Schon wenige Tage später, am 5. Juni, soll an gleicher Stelle ein weiterer Unterhaltungsabend unter dem Motto „Ein Sonnenstrahl aus Wien“ über die Bühne gehen. Doch zu dieser Veranstaltung kommt es nicht mehr, denn die ganze Stadt ist inzwischen zu einer großen Trauergemeinde geworden: Das „Drama von Geseke“, bei dem 11 Wattenscheider Waisenkinder und sieben Erwachsene ums Leben kommen, berührt die ganze Stadt.

Das Drama von Geseke

Geseke, der Ort im Sauerland, ist seit längerer Zeit die zweite Heimat der evakuierten Kinder aus dem Wattenscheider Elisabeth-Waisenhaus. Die Kinder, die hier sicher vor den Bomben sein sollen, sind auf dem Gelände der Sackfabrik Feldmann untergebracht. Doch die Sicherheit ist trügerisch: Am 31. Mai 1944 gegen 11 Uhr wird auch Geseke von einem Bombenangriff heimgesucht. Auf das Gelände der Sackfabrik fallen zahlreiche Spreng- und Brandbomben.

Da die Telefonverbindung von Geseke bei diesem Angriff unterbrochen wird, erreicht die Nachricht vom Angriff erst am folgenden Vormittag die Propsteigemeinde. Die Überbringerin ist eine Schwester aus Bochum-Linden, die vom Mutterhaus kommt.

Noch aber weiß niemand Einzelheiten über das Los der Waisenkinder. In seiner Not wendet sich Vikar Nüschen an die Zeche Holland. Und wie so oft, hilft man dort auch jetzt nach besten Kräften. Durch Vermittlung der Zechenleitung gelingt es dem Geistlichen, noch am selben Tag nach Geseke zu kommen.



Von den 40 Kindern sind elf getötet worden: Johannes Beus, Helmut Blaha, Heinrich Blomeier, Fritz und Gustav Brosowski, Hans Goeres, Ernst Nowitzki, Herbert Remus, Alfons Ulrich, Horst Werlich und Helmut Wiczorek. Zehn Kinder sind verletzt: Josef Bömelburg, Friedhelm Förster, Gert Prak, Günther Remus, Ludwig Schade, Heinz und Herbert Schwalm, Willi, Hubert und Ulrich Tröster. Die Kinder haben ein Durchschnittsalter von elf Jahren.

Bei dem „Drama von Geseke“ kommen außer den elf Kindern die Schwester Gregori Neidert und die in Ausbildung befindliche Schwester Klara, geborene Hildegard Bronk, und die Hausangestellte Elisabeth Goer aus Wattenscheid ums Leben. Zwei Hausangestellte, Maria Wiezorrek und Ernestine Söffgen, werden verletzt, letztere so schwer, dass an ihrem Durchkommen gezweifelt wird. Die Sackfabrik Feldmann verliert bei dem Angriff vier Mitarbeiter. Die Leichen werden im Altersheim von Geseke aufgebahrt, die verletzten Kinder im dortigen Krankenhaus untergebracht, die gesunden vorläufig in das Erzbischöfliche Waisenhaus in Paderborn umgesiedelt. Schwester Mosina, die den Angriff heil überstanden hat, erzählt von

dem Hergang folgende Einzelheiten: „Kurz vor 11 Uhr wurde in Geseke Voralarm gegeben, danach in einer Viertelstunde Vollalarm. Schwester Gregori und Jungfrau Klara suchten sofort mit den Kindern, die im Hause waren, den Luftschutzbunker auf dem Platz des Fabrikgeländes auf. Die größeren Kinder waren in der Schule.“

Der Bombenwurf erfolgte mit einer so unheimlichen Schnelligkeit, dass sich nur einige Männer der Fabrik noch in den Bunker retten konnten. Schwester Mosina kam wie ein Wunder aus den Trümmern des getroffenen Hauses noch glücklich ins Freie und verbrachte den Rest des Angriffs in einem Laufgraben. Dort verband sie noch

einen verletzten Maler und einen Jungen, der eine stark blutende Armverletzung hatte.

Inzwischen war der Luftschutzbunker von einer schweren Sprengbombe getroffen worden und hatte die Schwestern und einen Teil der Kinder unter gewaltigen Betonklötzen eingeklemmt. Als der Werkmeister Marx und Schwester Kosina zum Bunker kamen, hörten sie Schwester Gregori noch rufen: „Kinder, betet!“

Es war aber unmöglich, die schweren Betonblöcke zu heben. Erst, nachdem Hilfe herbeige-



rufen war, gelang es mit einer Winde. Das Bild, das sich dann bot, war grauenhaft und erhebend zugleich. Schwester Mosina: „Die inzwischen verstorbene Schwester Gregori bedeckte mit ihrem Körper ein kleines Kind, das ohne jede Verletzung lebend geborgen werden konnte. Die Jungfrau Klara fand man mit einem Kind im Arm, beide tot.“

Die Beisetzung der Opfer von Geseke findet am Sonntag, dem 4. Juni 1944, statt. Es ist ein sonnenüberstrahlter Frühlingssonntag. Schon am Tag vorher pilgerten Hunderte von Bürgern zum Propsteifriedhof, um bei den in der Leichenhalle aufgebahrten Kindern und Schwestern ein stilles Gebet zu verrichten oder ein paar Blumen niederzulegen.

An diesem Sonntag ziehen Gruppen der Partei und ihrer Gliederungen, der Hitlerjugend und des Bundes Deutscher Mädchen (BDM), durch die Stadt zum Propsteifriedhof. Hier und da klingt ein Lied auf, in dem von Aushalten und Durchhalten die Rede ist.

Diesem Aufmarsch waren schwere Machtkämpfe zwischen der Partei und Propst Hellmich vorausgegangen. Der Propst hatte nämlich mit Oberbürgermeister Düsterloh vereinbart, dass der festliche Trauerakt nach kirchlichen Regeln stattfinden sollte – so wie es bislang immer üblich war. Doch am Sonntag lässt die Kreisleitung den Propst telefonisch wissen, die Partei wolle zu der Zeit den Trauerakt halten, zu der die Kirche die Zeremonien angesetzt habe. Als der Sprecher am Apparat sich auf keine Verhandlungen einlassen will, erklärt Propst Hellmich,

dass er dann eben keine andere Wahl habe, als es auf dem Friedhof zu einer offenen Kollision kommen zu lassen.

Gegen 20 Uhr meldet sich die Partei noch einmal. Diesmal ist Stadtrat Walkenhorst am Telefon. Kurz und bündig teilt er dem Pfarramt mit, dass die Partei ihre Feier bereits um 15 Uhr, also eine Stunde vor der offiziellen Begräbniszeit, angesetzt habe. Basta!

Die Standhaftigkeit, mit der Propst Hellmich an diesem Tage der Partei entgegentritt, ist bemerkenswert. Ob er wohl daran denkt, dass bereits 1935 der Gemeinde das Einsammeln von Beiträgen des Waisenhausvereins und im selben Jahr der Religionsunterricht in der Berufsschule untersagt wurde?

Doch der Propst ist Kummer gewöhnt. Schon wiederholt musste er erfahren, dass er gegen das Diktat der Partei nicht ankommen kann. Siebenmal in verschiedenen Abständen wurde er bereits von der Gestapo vernommen, weil er Autor der Artikelserie „Mythos“ und „Dunkelmänner“ war, die in einem Essener Kirchenblatt erschienen.

Das war noch nicht alles: Anfang 1944 wurde dem Geistlichen ebenso wie manchem anderen aus den Reihen der demokratischen Arbeiterbewegung nachts ein metallenes Todesfähnchen an die Haustür geheftet, wie es im Feld als Warnungszeichen auf die Bombenfelder gesetzt wurde. Auf Umwegen wurde der Propst gewarnt, dass sein Name mit an erster Stelle einer Todesliste stand.

Unter diesen ernsten Vorzeichen steht die Beerdigung der Waisenkinder und Schwestern am 4. Juni 1944 auf dem Propsteifriedhof. Die Partei bietet wieder einmal alles auf, um ihre Stärke und ihren Siegeswillen gebührend herausstellen zu können. Kreisleiter Behr wendet sich an die Angehörigen „der Opfer jüdischen Gangstertums“, kennzeichnet das Judentum als den ewigen Feind der menschlichen Gemeinschaft, dem alle Mittel recht sind, „unser Volk zu vernichten“. Und weiter „Ein Krieg, wie wir ihn jetzt führen müssen, ist erstmalig. Unsere Feinde kennen nur das eine Ziel, Deutschland und die deutsche Menschheit zu vernichten. Sie haben den Bombenkrieg angefangen und gegen spielende Kinder gerichtet.“ Eindringlich betont der Kreisleiter, dass „wir bei der Vergeltung hart sein müssen gegen den Geist des Judentums.“

In ähnlicher Weise äußert sich auch Stadtrat Gesenberg: „Euer Opfertod soll uns heiliges Vermächtnis sein, niemals müde zu werden im Glauben an den Führer, und er soll uns heilige Verpflichtung sein, mit Verbissenheit weiterzukämpfen bis zum endgültigen Sieg. Möge dieser Sieg dann von einer in die Jahrhunderte strahlenden glückhaften deutschen Zukunft gesegnet sein, der letzten Endes ja unser ganzes übermenschliches Ringen von heute gilt und wofür allein all das Blut deutscher

Jünglinge vergossen wird und das Lebensopfer der Tapferen von ihnen gebracht wurde und wofür auch ihr gefallen seid.“

Als die Geistlichkeit an der Leichenhalle ankam, mussten sie feststellen, dass die Särge schon ohne Einsegnung zu den Gräbern getragen worden waren.

Beginn der Invasion

Mitte des Jahres 1944 überstürzen sich zeitweilig die Kriegereignisse. Am 6. Juni, zwei Tage nach der Beisetzung der Waisenkinder, beginnt die Invasion der Amerikaner und Engländer. Sie veranlasst viele Mütter, mit ihren Kindern aus der Evakuierung nach Wattenscheid zurückzukehren. Dabei werden die Luftangriffe auf das Ruhrgebiet immer stärker.

Aber gibt es in Deutschland überhaupt noch einen Ort, an dem man sicher ist? Der Tod, den die Kinder aus dem St. Elisabeth-Waisenhaus in Geseke gefunden haben, rüttelt so manches Gewissen auf. Die NSDAP aber veröffentlicht am 17. September folgenden Wochenspruch: „Der kommende Sieg wird unser aller Sieg sein. Heute gilt es, für ihn einzustehen, fanatisch und bedingungslos.“

Dr. Goebbels.“



Die Vorschriften für die Verdunkelung der Häuser werden immer strenger und deren Dauer auf die Minute genau festgesetzt. So beispielsweise für Samstag, 16. September, von 20.20 Uhr bis 6.27 Uhr und für Sonntag, 17. September, von 20.13 Uhr bis 6.27 Uhr. Auch auf anderen Gebieten werden immer wieder neue Anordnungen erlassen. So teilt das städtische Schulamt am 16. September mit: „Auf Anordnung des Reichsverteidigungskommissars für den Gau Westfalen-Süd und des Regierungspräsidenten in Arnsberg fällt der Unterricht an den städtischen Berufsschulen mit sofortiger Wirkung vorläufig bis zum 31. Dezember 1944 aus.“ Ferner wird angeordnet, dass nach Luftangriffen keine Ortsgespräche privaten Inhalts geführt werden dürfen. Als Warnzeichen dafür werden zwei kurze Summtöne eingeführt. Denjenigen, die gegen diese Anordnung verstoßen, wird der Entzug des Telefonapparates angedroht.

Die Luftangriffe häufen sich. Am 17. September wird der durch den Erzbischof von Paderborn angeordnete Bet- und Bitttag einige Male durch Vollaarm und öffentliche Luftwarnung gestört. Die Bevölkerung zittert, wenn sie nur von weitem die Sirenen aufheulen hört. Es gibt viele Mütter, die mit ihren Kindern ganze Tage und Nächte in den Bunkern oder deren nächster Nähe verbringen, um möglichst schnell in Sicherheit zu gelangen, wenn Alarm gegeben wird.

Am 9. Oktober meldet der Wehrmachtsbericht harte Kämpfe im Frontabschnitt Gelsenkirchen, in der Nähe von Aachen. Am selben

Abend entlädt sich ein schweres Bombengewitter über dem mittleren Ruhrgebiet mit Kernpunkt Bochum, von dem auch Wattenscheid, besonders aber Höntrop und Eppendorf, mit betroffen werden. Im Hause Höntroper Straße 40 wird die Familie Heinrich Röhner ausgelöscht mit Ehefrau Elisabeth und dem dreieinhalbjährigen Töchterchen Doris. Im Haus Waldstraße 33 findet das Ehepaar Ernst (61) und Hedwig (59) Eßkuchen den Tod, von dem es in der Todesanzeige heißt: „Sie folgten ihrem einzigen Sohn Ernst nach sechs Monaten, der im Osten den Heldentod fand.“

In der Innenstadt werden die beiden Häuserecken West- und Lyrenstraße und West- und Steeler Straße vernichtet. Hier gibt es zwei Tote, Vater und Sohn Vinke, Weststraße 21. Die Leichen werden erst nach einigen Tagen geborgen. Der Sohn war erst am Tage vorher auf Genußurlaub nach Wattenscheid gekommen...

Die Beerdigung der Todesopfer aus dem Wattenscheider Süden findet am 14. Oktober auf dem Kommunalfriedhof in Sevinghausen statt.

Um die Bevölkerung von ihren Sorgen abzulenken, ordnet der Reichsverteidigungskommissar eine Sonderzuteilung von Lebensmitteln für Wattenscheid an. Sie beträgt je Person 90 Gramm Butter, 150 Gramm Fleisch und 950 Gramm Brot.

Kein Ende der Angst

Über diesen Tag schreibt Vikar Nüschen in sein Tagebuch: „Samstag, den 1. Oktober 1944 morgens, sofort nach der zweiten Hl. Messe, ist öffentliche Luftwarnung. Um einigen Kranken die Hl. Kommunion zu bringen, mache ich mich auf den Weg. Schon nach einigen Minuten muss ich das Allerheiligste in die Kirche zurückbringen, weil es Vollalarm gibt. Nur mit knapper Mühe erreichte ich den Bunker bei Beckmann. Die ersten Bomben fallen in der Ferne, die feindlichen Flugzeuge sind zu sehen und zu hören. Duisburg ist Angriffsziel. Immer wieder werden starke Verbände gemeldet. Nach einer Stunde ist Vorentwarnung. Soeben habe ich die Kranken versorgt, da kommt neue Warnung: Vollalarm und akuter Luftalarm. Wieder fliegen Verbände ein. Bis gegen 12.30 Uhr dauert der Alarm. Am Nachmittag während des Beichtehörens immer wieder Alarm und Entwarnung, In der Nacht, nachdem um 22.30 Uhr schon Voralarm war, kommt gegen 0.30 Uhr Vollalarm; es blitzt sofort über Essen auf, Bomben fallen, alles rennt zu den Bunkern, und das Warnzeichen für akute Luftgefahr ertönt. Nach einer Stunde Alarm und Bedrängnis sehen wir den ganzen Himmel rot vom Feuerchein (Duisburg, Essen). Um 2.30 Uhr erneut Vollalarm. Wieder sucht sich alles zu retten und schützen. Wieder werden Verbände über Verbände gemeldet. Eine Stunde dauert der Alarm. Nur ein paar Stunden Ruhe und Schlaf sind uns vergönnt. Um 8 Uhr folgt ein neuer Alarm. Die

Hl. Messen können erst um 10 beginnen, denn kurz vor zehn ist Entwarnung. Am Nachmittag während der Beerdigung ist der Kanonendonner von der Front zu hören, und Blindgänger explodieren in Essen und Duisburg. Die Abendmesse um 17 Uhr ist stark besucht. Kurz vorher meldet der Drahtfunk den Einflug von feindlichen Bomberverbänden ins Reichsgebiet, aber nicht in unseren Bereich. Es wird kein Alarm gegeben und so kann diese Hl. Messe mit Predigt ohne Störung gehalten werden, ebenso die Gruppenstunde für die Jungfrauen. Aber kaum sind wir zuhause, ertönt schon wieder die Sirene...“

Am 29. Oktober explodiert ein Flakblindgänger so unglücklich in der Nähe des Krankenhauses, dass ein aus dem Frontgebiet evakuiertes Kind tödlich getroffen, ein anderes schwer verletzt und einige Erwachsene leichter verletzt werden. Es ist bald keine Stunde mehr ohne Alarm, zu den nötigsten Arbeiten bleibt fast keine Zeit mehr.

Das letzte Aufgebot

In diesen Tagen des Oktobers 1944 muss Wattenscheid auf Anordnung der Partei auch sein „letztes Aufgebot“ ins Frontgebiet schicken: alte, kranke und gebrechliche Männer, die bislang für den Wehrdienst untauglich waren. „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ heißt es auf der ersten Seite aller schon seit Jahren einheitlich ausgerichteten Tageszeitungen „Der Führer ruft den deutschen Volkssturm auf!“ Der Aufruf besagt, dass ab sofort alle Män-

ner zwischen 16 und 60 Jahren zum Wehrdienst oder zu Arbeiten herangezogen werden können, deren Bewältigung bisher der regulären Truppe oblag. Geflügelte Worte gehen auch in Wattenscheid von Mund zu Mund: „Der Führer zieht Opas und Kinder ein, das wird seine Geheimwaffe sein.“

Ein Bericht über den Bombenkrieg wäre dennoch unvollständig, würde nicht die Tätigkeit des Volkssturms gestreift:

Schon einige Tage vor dem Aufruf werden im NSDAP-Kreis Wanne-Eickel Wattenscheid zahlreichen Männern Parteibefehle zugeteilt, denen zufolge sie sich zu einer bestimmten Stunde auf dem Feuerwehrplatz in Wanne-Eickel einzufinden haben. Dort werden Spaten, Schüppen und Hacken an sie ausgegeben.

Dann geht es in Richtung Bahnhof, und von dort aus in das Frontgebiet von Aachen, wo sie hinter der Feuerlinie Panzergräben auswerfen sollen.

Doch dazu kommt es vorerst nicht. Denn als ihnen bereits feindliche Kugeln um die Köpfe fliegen, werden sie wieder nach Hause geschickt.

Bei den „Schanzern“ handelt es sich durchweg um Wehruntaugliche, um Beamte, Kaufleute, Kinobesitzer, aber auch um Arbeiter, die infolge eines Herzleidens oder einer anderen Krankheit nicht voll einsatzfähig sind.

Die Pause, die ihnen nach ihrem ersten „Fronteinsatz“ vergönnt ist, dauert nur wenige Tage. Dann werden sie wieder zusammen getrommelt.

Diesmal geht es über Mönchengladbach in den in unmittelbarer Nähe der holländischen Grenze gelegenen Luftkurort Wassenberg. Dieser Ort ist für sie, trotz der ungewohnten Arbeit, für drei Wochen ein Ferienparadies: Zum ersten Mal gibt es keine Nahrungssorgen. Mancher kann sich endlich wieder nach Herzenslust satt essen.

Die Zivilbevölkerung hatte bereits das Einzugsgebiet von Wassenberg geräumt. Sie kamen nicht einmal mehr zur Ernte. In den Bäumen hängt deshalb Edelobst in Hülle und Fülle.

Außerdem erhalten die Männer Schwerarbeiterterrationen. In der Küche arbeiten zwei erfahrene Metzger. Als sie einmal Gulasch zubereiten, erhalten die „Schanzer“ eine normale Portion von Fleisch und Kartoffeln, beim Nachfassen aber bereits mehr Fleisch als Kartoffeln, und wer dann noch nicht satt ist, bekommt fast nur noch schieres Fleisch!

Trotz dieses „Urlaubs“ werden die Männer ihres Lebens nicht so recht froh? Fast täglich sichten sie Flugzeuge die zu Hunderten in Richtung Ruhrgebiet fliegen.

Hinzu kommt, dass niemand den Sinn der Schanzarbeiten einsieht. Die Oberaufsicht führen so genannte „Goldfasanen“ von der Organisation Todt. Entweder stellen sie sich dumm, oder sie haben von derartigen Arbeiten keine Ahnung. Die Gräben werden manchmal nur wenige Meter von der Rur entfernt ausgeworfen, auf einem Gelände, unter dessen Oberfläche sich bereits in geringer Tiefe Fließsand befindet. Da die Gräben aber eine vorgeschriebene Tiefe

haben müssen, sind sie manchmal schon nach wenigen Tagen infolge des Fließsandens wieder völlig voll geschwemmt. Die Arbeiten werden dennoch fortgesetzt.

Vorschrift ist es, in jeden Tagesabschnitt Schutzlöcher auszuwerfen, bevor mit dem Ausschachten der Panzergräben begonnen wird. In diesen Einmannlöchern sollen die „Schanzer“ bei Angriffen oder bei Tieffliegerbeschuss Zuflucht finden.

Doch schon nach wenigen Tagen wird diese Vorschrift nicht mehr beachtet. Als einmal die Wattenscheider Truppe am frühen Morgen mit der Arbeit beginnen will, sieht sie feindliche Jagdflugzeuge auf sich zukommen. Die „Schanzer“ sind völlig ungeschützt. Die Flugzeuge kreisen, kommen dann tiefer. Mancher Wattenscheider glaubt in diesem Augenblick, dass seine letzte Stunde gekommen ist. Doch plötzlich steigen die Flugzeuge wieder höher, drehen ab. Vielleicht, weil ihre Piloten annehmen, bei den „Schanzern“ handele es sich um Fremdarbeiter.

Der Krieg in der Heimat ist inzwischen zum Alltag geworden. Alarm! Ein paar Stunden Bunker. Entwarnung. So geht es auch Anfang November 1944.

Der 4. November ist ein trüber, regnerischer Samstag. Seit die letzten Großangriffe die Städte Dortmund und Essen heimgesucht und teilweise ganze Stadtteile ausradiert haben, stehen die Bürger unserer Stadt unter dem ständigen Druck, dass der nächste größere Angriff Bochum oder Gelsenkirchen gelten könnte und

dass Wattenscheid, wie immer, dann seinen Teil abbekommen würde.

Diese Befürchtung ist mittlerweile zu einem Rechenexempel geworden: Bisher erfolgten die Großangriffe immer an einem Samstag oder in der Nacht zum Sonntag...

Auf den größeren Werken, besonders dem Bochumer Verein, kursieren Gerüchte, dass von englischen und amerikanischen Sendern die Zerstörung der „Gauhauptstadt Bochum“ angekündigt worden sei.

An diesem Samstag, dem 4. November, herrscht Panikstimmung in unserer Stadt. Frauen, die einen weiten Weg haben, suchen bereits mit ihren Kindern vor Eintritt der Dämmerung die Bunker und Luftschutzstollen auf. Als die Uhren der Friedens- und Propsteikirche zum Schläge ausholen, um die siebte Abendstunde anzukündigen, heulen an diesem Tag zum ersten Mal die Sirenen in Wattenscheid auf. Ein wildes, Unheil verkündendes Schreien, zerreißt ihre abendliche Stille.

In den Bunkern fahren die Menschen angstvoll zusammen. Die, die sich noch in den Häusern befinden, greifen schnell nach ihren längst zurecht gelegten Bündeln, stürzen eilig die Treppen hinunter.

Unheimlich lange dauert an diesem Abend der Alarm, immer und immer wieder setzt es von neuem ein – dieses unheimliche „Huuii, Huuii“, das die höchste Gefahrenstufe anzeigt.

Dann tritt mit einem Male Stille ein. In den Bunkern horchen die Menschen auf. Lange, lange Minuten vergehen. Es geschieht nichts.

Da setzt im Radio das leise metallische Klicken ein, Alle horchen auf: Was wird der Ansager melden? Doch die Ansage kommt nicht. Nur das Klicken geht weiter. Die Menschen fangen an nervös zu werden. Endlich beginnt der Sprecher: „Achtung! Achtung! Feindliche Bomberverbände nähern sich im langsamen Flug aus Recklinghausen der Gauhauptstadt Bochum!“

Die Menschen fahren zusammen. Einflüge aus dem Raum Recklinghausen bedeuteten bisher immer Angriffe auf Bochum und die nächste Umgebung.

Da meldet sich der Sprecher erneut: „Die letzten Verbände haben die Gauhauptstadt erreicht und verhalten hier. Der Angriff scheint Bochum zu gelten.“ Dann reißt die Ansage ab. Auch das Klicken verstummt.

Die Menschen rücken näher aneinander. Mütter umschlingen ihre Kinder und drücken sie schützend an sich. Männer, die eben noch auf ihre Frauen beruhigend gesprochen haben, ziehen sich schweigend auf ihre Plätze zurück.

Zunächst geschieht noch nichts. Die Stimmung in den Bunkern ist zum Zerreißen gespannt. Einige Frauen beginnen leise zu beten. Andere rücken nervös hin und her. Ganz Ängstliche haben die Hände vors Gesicht geschlagen und halten sich so Augen und Ohren zu. Im trüben Schein der Bunkerbeleuchtung sind alle Gesichter totenbleich.

Da plötzlich ein furchtbarer Schlag!

Die Erde unter den Füßen der Menschen beginnt zu beben. Die Bunkerinsassen fahren er-

schrocken zusammen. Das Zeichen für den bevorstehenden Angriff!

Ein Mann im Bunker hat seine Erlebnisse aufgeschrieben: „Im gleichen Augenblick saust ein unheimlicher Luftzug durch die Gewölbe. Eisig kalt, wie der Hauch des Todes. Das Licht im Bunker erlischt. Nun ist die Nacht hereingebrochen, eine furchtbare Nacht. Die Menschen im Bunker haben ihre Rechnung schon gemacht, kaum einer von ihnen wagt noch zu hoffen, lebend herauszukommen.“

Hinterher vermag niemand zu sagen, wie lange der Angriff gedauert hat. Allen erschien er wie eine Ewigkeit, die kein Ende nehmen wollte. Eine Ewigkeit voller Grauen und Schrecken, über der der Würgeengel schwebte und seine Opfer suchte. Ganz plötzlich, wie begonnen, lässt der Angriff wieder nach. Ein Aufatmen der Erleichterung geht durch die Menschen. So, das wäre überstanden...“

Warten auf Entwarnung

Aber die Freude ist nur kurz. Dem ersten Angriff folgt ein zweiter. Die Bomber sind von anderen Flugzeugen abgelöst worden. Sie lassen Feuer vom Himmel regnen. Brandbomben. In unheimlicher Zahl sausen sie hernieder. In den Bunkern hört man das Aufschlagen. Es ist wie das Hämmern von Maschinengewehren, die ihre Garben streuen. Neuer Schrecken kommt über die Menschen, die sich soeben erst eingebildet haben, dem Unheil entronnen zu sein.

Doch auch dieser Bombenregen nimmt schließlich ein Ende. Nun warten die Menschen nervös darauf, dass die Entwarnung kommt und sie die Bunker verlassen können.

Aber die Entwarnung kommt nicht mehr. An diesem Abend nicht, und auch in dieser Nacht nicht. Immer ungeduldiger werden die Menschen. Schließlich fassen sich ein paar Männer ein Herz, öffnen vorsichtig die eisernen Schutztüren und begeben sich nach draußen.

Der Himmel ist so rot wie Blut, die Luft geschwängert von Rauch und Schwefel.

Inzwischen befinden sich die Männer der Wattenscheider Feuerschutzpolizei und des Sicherheitshilfsdienstes bereits im Einsatz. Sie haben alle Hände voll zu tun, so dass ihnen jede Hilfe, die ihnen von den Zivilisten zuteil wird, willkommen ist. Aber wer ist zu dieser Zeit überhaupt noch Zivilist?

Hatte nicht Dr. Goebbels, dem zu Ehren der Volksmund das Löwenmälchen in „Dr.-Goebbels-Blümchen“ umgetauft hatte, kurz vorher den „totalen Krieg“ proklamiert!? Wattenscheid bekommt ihn an diesem 4. November zu spüren.

Flammen, Rauch und Trümmer beherrschen das Bild. In der Sedan- und Hochstraße haben die Flugzeuge Bombenteppiche niedergehen lassen. Das Haus Wiesmann, in dessen Keller sich zwölf Personen aufhielten, ist nur noch ein Schutthaufen.

Im Dückerweg und Im Vogelspöth haben zwei Stollen Volltreffer erhalten. 18 Tote sind hier zu beklagen.

Ein weiterer Privatstollen an der Steeler Straße hat ebenfalls einen Treffer abbekommen. Drei Menschen haben dabei den Tod gefunden.

Eine Brandbombe ist in das linke Seitenschiff der Josefkirche geschlagen, hat jedoch keinen größeren Schaden angerichtet.

Viele Menschen, die aus den Bunkern kommen, sind ohne Obdach. Kaum jemand hat noch Hoffnung, den Krieg heil zu überleben. Denn sein Ende ist immer noch nicht abzusehen. Bereits zwei Tage nach diesem Großangriff suchen Bomberverbände Gelsenkirchen heim. Wattenscheid bekommt, wie immer, auch diesmal seinen Teil mit.

Erst nach Tagen lässt sich das ganze Ausmaß des Angriffs vom 4. November überblicken. Im Stollen „Im Vogelspöth“ war die dreißigjährige Luise Stiller mit ihren vier Kindern Reinhard, Werner, Karlheinz und Christel zu Tode gekommen. Die Nachbarn erzählen sich, die Kinder hätten ihre Mutter den ganzen Tag gebeten, diesmal einen anderen Schutzraum aufzusuchen.

Tote gab es nach diesem Angriff in allen Stadtteilen. Ein besonders schwerer Schlag hatte die Familie des Schreiners Heinrich Kückler (32) getroffen, der in der Mark 48 in Eppendorf wohnte: Er, seine Frau Anna (35) und die Kinder Christel (6), Gerda (4) und der eineinhalbjährige Heinz-Dieter kamen ums Leben.

Weitere Opfer dieses Bombenangriffs: Maria Laws, ihre Tochter Maria Watermeier (30) und deren Sohn Klaus (2), Parkstraße 41; Helene Lukaschek (20) aus der Lohrheide Kolonie; Kla-

ra Post (50) aus der Sommerdellenstraße; Paul Schlauste (79), Hohensteinstraße; Erich Paula (26), Hammerstraße; Helmut Grahl (51), Allee-straße, der erst einige Tage später gefunden und am 15. November beigesetzt wird; Apponolonia Stachowitz (64); Irmgard Hoffmann (19), Achtermannstraße und Ernst Schlotterhose (43) aus der Voedestraße.

Der in Wattenscheid gut bekannte Sportjournalist und Pressefotograf Martin Brüning aus Bochum schreibt über den Bombenangriff vom 4. November 1944: „Gestellungsbefehl für Samstag, 4. November. Meldung 7.30 Uhr beim WBK. Ziel: Landeschützenbataillon Osnabrück. Es war gegen 19 Uhr, als die ersten ‚Christbäume‘ am Himmel sichtbar wurden. Von älteren Kaserneninsassen erfuhren wir, es sei Richtung Süden. Mit unheimlicher Schnelligkeit wuchs der ‚Christbaumwald‘. Scheinwerferkegel geisterten matt unter ihm. ‚Armes Münster‘, meinte ein Bochumer neben mir. Eine furchtbare Lohe schlug zum Himmel auf, die sich blutrot färbte. Es regnete buchstäblich Feuer herab. Das von diesem Punkt so klar sichtbare grausige Schauspiel konnte nur der etwa 40 Kilometer nach Süden entfernt gelegenen Stadt Münster gelten. Darüber gab es bei uns keinen Zweifel. Gegen 22 Uhr kam die Entwarnung in Osnabrück.

Stärker noch war die Glut am Himmel geworden. Wir kehrten in die Kasernen zurück, verkrochen uns unter den Decken auf den Strohsäcken und versuchten zu schlafen. Die Gedanken waren daheim bei unseren Familien, bei den Bochumern und Wattenscheidern, von

denen wir vor 15 Stunden Abschied genommen hatten, und die wir ebenfalls bei den Vorbereitungen zur Nachtruhe wähten. Lähmendes Entsetzen am Sonntagmorgen, als wir erfuhren, dass nicht Münster, sondern unsere lieben Heimatstädte Opfer dieser furchtbaren Zerstörung geworden waren...“

Nach dem schwarzen 4. November 1944 kann die Bevölkerung unserer Stadt nur kurz aufatmen. 14 Tage später bringen Bomben neues Unheil. Die Bomben an diesem 18. November fallen schon während des Voralarms. Die Auswirkungen sind verheerend, besonders arg wird die Ecke Voede-/ Parkstraße getroffen. Die Ecke gegenüber der Wirtschaft Redemann, in der sich eine Fleischerei befindet, wird völlig wegradiert. Im Hause Parkstraße 2 kommt die Frau des Polizeibeamten Kaz, Henriette, zu Tode, an ihrer Seite stirbt auch ihr Sohn Wilhelm, der als Oberleutnant zur See einige Urlaubstage in der Heimatstadt verleben wollte.

Im Nebenhaus, Nr. 4, erwischt es die Exwirtin Gertrud Struck, die früher das Lokal an der Ecke Hüller- und Vorstadtstraße bewirtschaftete, und ihre Tochter. Der allen Leichtathleten gut bekannte Robert Kaufhold, der im gleichen Hause wohnt, wird durch den Luftdruck aus seiner Wohnung geschleudert. Er findet sich, als er wieder zu Bewusstsein kommt, zwar unverletzt, aber in einer Baumkrone wieder.

Aus dem Haus Nr. 6, in dem der stellvertretende Direktor der Berufsschule, Fritz Betten, wohnt, wird die Vorderfront aufgerissen. In diesem Gebäude wird später Elisabeth Kramer tot

vor der Kellertür gefunden. Die Tasche, in der sie ihre wichtigsten Papiere und ihren gesamten Schmuck in Sicherheit zu bringen suchte, bleibt verschwunden. Ihr Sohn Wolfgang (15) liegt leblos vor der Haustür. Bernhardine Gerwens findet man tot vor der Etagentür. Die Familie Betten aber kommt heil davon. Der Ehemann ist kurz vorher zum Militärdienst einberufen worden, nach Menden, wo er schon bald Soldaten als Kraftfahrzeughandwerker ausbildet. Seine Frau Maria ist mit ihren Kindern evakuiert worden. Die Schwester, die sich in der Wohnung einzuquartieren pflegte, wenn sie ihren Mann, einen am Bergmannsheil in Bochum tätigen Arzt, besuchte, war am Vortage des Angriffs abgereist.

Fritz Betten bekommt erst acht Tage nach dem Angriff Bombenurlaub. Hinterher erzählt er: „Als das Dach der Pestalozzi-Berufsschule durch den Luftdruck einer Mine abgedeckt wurde, konnte ich meine älteren Schüler zusammen trommeln und mit ihrer Hilfe das Gebäude so vor dem Verfall schützen, dass der Unterricht weitergehen konnte. Als ich im November 1944 vor meiner eigenen Wohnung stand, war ich derartiger Bemühungen enthoben, denn das Haus war ‚durchgehend geöffnet‘. Davon machten augenscheinlich viele Gebrauch, die eines Möbelstückes bedurften. Das war noch verzeihlich. Als ich dann aber erfuhr, dass mein Schwiegervater an einem Sonntagvormittag einige Teile auf einen Handwagen geladen hatte, um sie für uns zu retten, diese Arbeit aber unterbrach, weil er als strenggläubiger Christ den

Gottesdienst nicht versäumen wollte, danach aber den schon beladenen Karren nicht mehr vorfand, hatte ich doch ein eigentümliches Gefühl in der Magengrube.“

Weitere Opfer des Angriffs vom 10. November sind die 31-jährige Witwe Luise Warich und der 15-jährige Karl Schimanski aus der Hammerstraße. Der Junge erleidet bei dem Angriff so schwere Verletzungen, dass er wenige Tage später stirbt.

Mit jedem Tag wächst jetzt die Angst. Es ist mittlerweile bekannt geworden, dass die schweren Betonbunker gegen die immer brisanter werdenden Bomben keinen absoluten Schutz bieten.

Lebensbäume statt Tannen

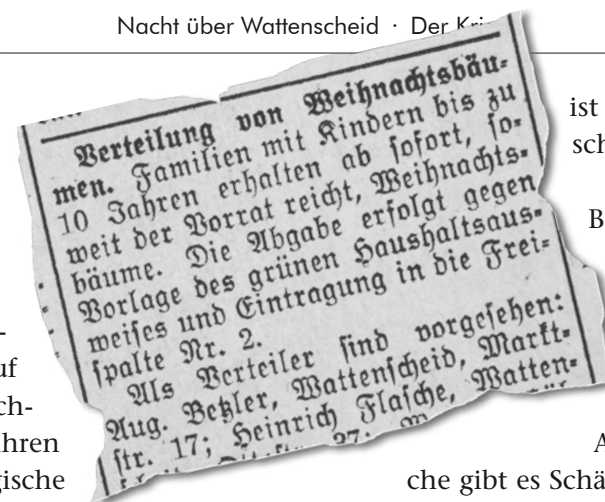
Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Am Heiligen Abend gibt es zweimal Vollalarm, den letzten um 18 Uhr. Doch die Bomben verschonen diesmal unsere Stadt. Aber das Lied von der „Stillen Nacht“ klingt in diesem Dezember 1944 nur verhalten. Die Verzweiflung in den Familien ist zu groß, besonders dort, wo kleine Kinder versorgt werden müssen. Die schlechte Luft in den Bunkern, die ständige Unruhe setzen den Kindern arg zu. Ihre Sterblichkeit, als deren Ursachen hauptsächlich Diphtherie und Lungenentzündung festgestellt werden, erreicht in den letzten beiden Monaten des Jahres 1944 einen Höchststand.

Es gibt weit und breit keine Familie, in der echte Festfreude aufkommt. Noch nicht einmal

Weihnachtsbäume gibt es in der Stadt. In der Propsteikirche behilft man sich damit, dass man Lebensbäume vom Friedhof in das Gotteshaus stellt. Einige Familienväter, die nicht auf Weihnachtsgrün verzichten wollen, fahren auf ihren Rädern bis weit ins Belgische oder ins Sauerland, um ihren Angehörigen wenigstens eine kleine Freude bereiten zu können.

Vikar Nüschen, in dieser Aufzeichnung schon wiederholt zitiert, schreibt am Heiligen Abend 1944 in sein Tagebuch: „Die Ereignisse im letzten Monat dieses Jahres, besonders im Osten, die unheimliche Wucht des russischen Ansturms, das Elend der Flüchtlinge aus Ostpreußen und Schlesien, die Verheerungen des Luftkrieges im Westen und in allen Teilen des Reiches, der Heldenkampf unserer Soldaten an allen Fronten und die Not der Heimat halten alle in Spannung und Sorge.“

Eine traurige Kriegsweihnacht ist vorbei. Doch auch der Jahreswechsel bringt keine Wende. Im Januar 1945 erfolgen die beiden ersten Luftangriffe auf Wattenscheid am 16. und 18. des Monats. Sie gehen jedoch glimpflich vorüber. Doch dann muss die Stadt am Abend des 22. Januar wieder einen harten Schlag hinnehmen, als Gelsenkirchen erneut von Bombengeschwadern angegriffen wird. Der ganze Himmel



ist wieder hell vom Feuer schein.

In Westenfeld fallen acht Bomben. Die Nikolaikirche erleidet Schäden an den Fenstern. In der Propsteikirche werden wieder mehrere Fenster durch den Luftdruck zerstört.

Auch an der Friedenskirche gibt es Schäden. Obwohl Schnee und Kälte Eingang in die Gotteshäuser finden, sind die Gottesdienste gut, manchmal sogar stark besucht. Unter den Kirchgängern sieht man viele Urlauber und Kriegsverwundete. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht auf den Friedhöfen Menschen zur letzten Ruhe gebettet werden. In den katholischen Kirchen ist fast jede Messe ein Seelenamt. Es wird immer deutlicher, dass besonders alte Leute und Kinder keine Widerstandskraft mehr besitzen. Der Tod hält nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat reiche Ernte.

Zwölf Stunden lang Alarm

Im Februar 1945 hat Wattenscheid in der Zeit vom 2. bis 27. fünf Bombenangriffe zu überstehen. Bei dem ersten werden erneut das Marienhospital, der Kindergarten mit dem Wohnhaus in der Nikolaistraße und die Vikarie an der Hüllerstraße stark beschädigt. Bei dem zweiten, am Nachmittag des 7. Februar, werden in der Propsteikirche alle Fenster bis auf zwei

herausgerissen. Leichtere Schäden entstehen am Gewölbe, durch das nun Regenwasser eindringt.

Am Morgen des 9. Februar wird die Bevölkerung bereits um 6 Uhr früh durch die aufheulenden Sirenen aus ihren Wohnungen getrieben. Als der Drahtfunk wiederholt meldet, der Angriff gelte diesmal wahrscheinlich den Städten Bochum und Wattenscheid, breitet sich in der Stadt Entsetzen aus.

Die Verbände fliegen schon kurz nach dem Alarm über Wattenscheid hinweg. Eigentliche Ziele sind Bochum und Wanne-Eickel. Lediglich in der Hüllerstraße fallen einige Bomben. Sie richten an einigen Häusern Verwüstungen an und fordern ein Menschenleben. Es ist der Wirt Hermann Langensiepen, ein großer Hundefreund und Mitbegründer des Schnauzer- und Pinscherklubs.

Der Alarm dauert an diesem Tage nahezu zwölf Stunden. Manche Familien müssen im Bunker bleiben und kommen erst am Abend dazu, ihr Essen zu bereiten.

Die Wattenscheider Bevölkerung hat sich mittlerweile an den Kanonendonner gewöhnt, der schon seit Wochen den ganzen Tag über von der immer näher rückenden Front herüberdringt. Als am 10. Februar 1945 Deutsche und Fremdarbeiter auf dem Gelände von Schulte-Kemna in Leithe zum Ausheben von Schützen- und Panzergräben eingesetzt werden, wird es selbst denjenigen, die noch in Verkennung der wirklichen Lage an den „Endsieg“ glauben, klar, dass das Stadtgebiet in Kürze auch im End-

kampf in das Frontgebiet eingezogen wird. Aber die Bürger haben den bitteren Kelch des Leidens noch nicht bis zur Neige geleert. Sie müssen selbst in dieser völlig aussichtslosen Lage noch manches schmerzliche Opfer bringen, wie zum Beispiel am 23. Februar, als am Nachmittag Wattenscheid, Bochum und Essen wieder völlig überraschend aus der Luft angegriffen werden.

Am Ende der Parkstraße fällt in die so genannte Heimatkolonie eine schwere Luftmine, die große Verwüstungen anrichtet und vielen Menschen ihre letzte Habe nimmt. Die schwersten Schäden entstehen aber wieder im Stadtteil Günnigfeld.

Gertrud Blome, der so manche Notiz aus jenen Tagen zu danken ist, hinterlässt über diesen Angriff folgende Aufzeichnung: „Gegen 3 Uhr gab es Voralarm, und sofort kam Vollalarm hinterher. Die Menschen stürmten alle zum Bunker, aber zu spät. Die Geschwader waren schon über uns. Die Bomben rasselten. Alles lief in die Häuser zurück oder warf sich auf die Erde. Ich landete im Kanal des Schwarzbaches an der Promenade. Was wir da ausgestanden haben, kann ich Dir, liebe Oma, gar nicht, sagen. Die Minuten wurden zu Ewigkeiten. In vier Wellen haben sie von hier Essen angeflogen. Siebzig Tote sind bis gestern Abend gemeldet. Die meisten Menschen sind auf dem Weg zum Bunker zu Tode gekommen, denn es kam zu plötzlich. Auf Dächer und Bäume sind die armen Menschen geschleudert worden. Wie lange wird das noch dauern? Was ist der Krieg doch grausam.“

Noch ein schwarzer Tag

Wie lange wird das noch dauern?“ Das ist die Frage, die sich mancher in diesem Frühjahr 1945 stellt. Noch einmal soll unsere Stadt einen schwarzen Tag erleben, den 23. Februar: Gegen 15 Uhr gibt es unvermittelt Vollalarm. Die Bomben treffen vor allem Günnigfeld; fordern wieder ihre Opfer.

Da ist zum Beispiel die Familie Schmidt. Seit Wochen hielt sie sich mehr in dem Stollen auf, der in die Steinalde der Zeche Holland getrieben worden war, als in ihrer Günnigfelder Wohnung. Die Nächte im Bunker bedeuteten Sicherheit. Nur mittags ging Frau Schmidt mit den Kindern nach Hause, um Essen zu kochen. Sie tut es auch an diesem Tag. Schutzlos kommen Frau und Kinder im Bombenhagel um.

Besonders erbarmungslos schlägt der Bombentod an der Kreuzung Monstadt-Glückaufstraße zu. Hier gibt es 68 Tote. Ein Volltreffer hat die Gaststätte Hellermann in Trümmer fallen lassen. Das Haus galt wegen seiner dicken Grundmauern als besonders sicher.

In diesem Haus kommen die Geschwister Gustav und Irene Hellermann und der Gast Fritz Schröder ums Leben, obwohl der Keller durch übereinander gepackte Bierfässer mehrfach abgestützt worden ist. Als Alarm gegeben wurde, wollte im Keller der Wirtschaft auch die Schülerin Mathilde Hansen aus der Buchenstraße mit einigen Freundinnen Zuflucht suchen. Im letzten Augenblick beschlossen die Kinder jedoch, nach Hause zu laufen. Das ist ihre Rettung.

Zu den Personen, die bei Vollalarm den Keller der Wirtschaft Hellermann aufzusuchen pflegten, gehörte auch der 44-jährige Bergmann Willi Riemann, als Pianist in ganz Wattenscheid bekannt. Nur durch einen glücklichen Zufall kommt er mit dem Leben davon: Er war nämlich am Tag vorher in das Braunkohlenrevier Grefrath gefahren, um seine nach dort evakuierte Frau zu besuchen. Sein Bruder Fritz hat ebenfalls Glück: Er verliert nur einen Teil seiner Habe, die er in dem Keller der Wirtschaft untergestellt hatte.

Bei dem Angriff am 25. Februar wird auch ein Stollen an der Alleestraße getroffen, den sich die Nachbarschaft im Keller eines ausgebombten Hauses eingerichtet hat. Dabei gibt es 20 Tote, unter denen sich auch der Musiker und Komponist Robert Spiegel mit seiner Frau befindet.

Der Bombenkrieg geht weiter. Inzwischen treffen die ersten Flüchtlinge aus den Gebieten des deutschen Ostens ein, der von der Front überrollt wird. Die Flüchtlinge bringen neue Probleme mit, es heißt, noch enger zusammenzurücken in den zerbombten und notdürftig wieder reparierten Häusern.

Auch die 60 Mädchen der Oberschule sind nach abenteuerlicher Fahrt mit ihren Lehrern wieder in Wattenscheid eingetroffen.

„Manche Familien waren 16 Tage und mehr unterwegs. In kalten Eisenbahnwagons ohne Verpflegung. Sie kamen ganz erschöpft an. Und hier müssen sie stundenlang im Bunker sitzen und machen alle Schrecken des Krieges wieder

mit“, heißt es in einer Eintragung im Archiv der Propsteigemeinde.

Im zweiten Teil der von Prälat Hellmich und Propst Schwingenheuer herausgegebenen „Kirchengeschichte Wattenscheids“ ist zu diesem Punkt noch folgender Brief zu finden: „Frau Müller kam mit ihren Kindern ganz erschöpft hier an. In offenen Waggons sind sie befördert worden, und das bei dieser Kälte. Als sie in Bochum ankamen, hatten sie fünf tote Kinder, die erfroren waren. Ist das nicht schrecklich? Frau Schäfer kam mit ihren Kindern nach dreiwöchiger Fahrt hier an. Die Volksschulen sind noch nicht zurück; ein großer Teil ist abgeschnitten und kann nicht mehr heraus. Die Eltern werden verrückt.“

Weitere Angriffe folgen am 25. und 27. Februar, die wiederum vor allem Günnigfeld tref-

fen. Am 25. Februar wird der Hausbunker bei Kleinkamp getroffen. Der Bauunternehmer Albert Wand, der noch schnell eine Schreibmaschine aus seiner Wohnung holen und in den Keller bringen will, kommt um.

Am 27. Februar zerstören Bomben in Günnigfeld die Parallel- und die Mittelstraße. Bekannte Geschäftshäuser und Unternehmen fallen in Schutt und Asche: Fuhrunternehmen Nolting, Gaststätte und Bäckerei Volk, Lebensmittel Bruderek, Metzgerei Werner, Obst und Gemüse Lixfeld, Schreinerei Schröer, Milchhandlung Klein und Langhorst sowie die Gaststätte Damschen.

Oft genug hört man in diesen Tagen die Worte „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende“. Doch höhnisch grinst der Bevölkerung von zahlreichen Mauern die



Schwer getroffen wurden am 27. Februar 1945 die Parallel- und die Mittelstraße. Mühsam wurden Schneisen in die Trümmerberge geschoben.

Parole „Räder müsse rollen für den Sieg“ entgegen. Aber die Lage wird immer deprimierender. An den wenigen noch verbliebenen Geschäften stehen die Leute Schlange, um wenigstens die ihnen zustehenden Lebensmittel zu erhaschen. Und jeder ist glücklich, wenn er beim Einkaufen nicht vom Fliegeralarm überrascht wird. Täglich tauchen neue Schreckensnachrichten auf, wenn der Briefträger sogar im Bunker erscheint und manchem das Schreiben „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“ zustellt.

Letzte Marschbefehle

Im März erfolgten, seitens der HJ, so genannte Marschbefehle für die noch nicht zum Wehrdienst einberufenen Jugendlichen von 15, 16, 17 Jahren. Meldestelle ist das Wattenscheider Rathaus. Dort wird eine so genannte Marschverpflegung; ausgegeben, bestehend aus einem Kommissbrot, Kunsthonig und einigen Gramm Wurst. Wegen Tieffliegergefahr - die Flieger greifen vor allem Eisenbahnlinien und Zechen an - werden die Kinder und Jugendlichen in Zehnergruppen in Richtung Wanne-Eickel Hauptbahnhof in Marsch gesetzt. Erbarmungswürdige Szenen spielen sich unterwegs ab, als Mütter unter Schluchzen und Weinen ihre Kinder den Weg ziehen sehen, den im August 1939 ihre Männer zogen, den Weg ins Ungewisse, ins Verderben.

Die Bürger haben sich inzwischen an den Kanonendonner der immer näher rückenden Front gewöhnt. In der Nacht zum Karsamstag,

dem 30. März 1945, sausen die ersten Granaten über Wattenscheid hinweg in das Gebiet der Zechen Fröhliche Morgensonne. Die Erschütterung durch die Artilleriegeschosse und deren Pfeifen lassen die Bevölkerung jetzt erst recht nicht mehr zur Ruhe kommen.

Die Einschläge der Granaten sind zu den Klängen der Osterglocken ein seltsamer Kontrast. In der Nacht zum Osterdienstag werden die Bürger durch anfliegende Granaten aus dem Schlaf geschreckt. Es gibt Verletzte in der Hüllerstraße, im Watermannsweg und am Schlachthof. Der Artilleriebeschuss wird immer fürchterlicher, dafür aber hat die Bedrohung durch Bomben nachgelassen.

Die letzte Bombe fällt am 7. April. Der 15-jährige Wilhelm Backhaus, der mit seinen Eltern an der Zollstraße wohnt, soll diesen Tag sein Leben lang nicht vergessen: Er hat einen Bezugschein für ein Paar Schuhe erhalten, die er sich abholen will. Zuvor will er sich aber zu Hause noch umziehen. Kurz vor dem Hauseingang ruft ihn plötzlich ein Spielkamerad an: „Willi, da oben!“ Ein Bomber macht einen Notwurf, da er einen Flaktreffer erhalten hat. Der 15-Jährige sieht das Unheil auf sich zukommen, stürzt ins Haus. Doch er kann nicht mehr rechtzeitig die Tür schließen. Eine Bombe schlägt auf dem Blaubasalt der Straße auf, ihre Splitter schleudern nach allen Seiten davon. Wilhelm Backhaus wird am Bein unterhalb des Knies getroffen. Der Splitter durchschlägt das Bein. Es muss noch am gleichen Abend amputiert werden.

Die Besetzung der Stadt ist nur noch eine Frage von Tagen. Am Abend des 9. April 1945 veranstalten die anrückenden Amerikaner ein regelrechtes Zielschießen, wobei sie den Turm der Gertrudiskirche aufs Korn nehmen. Gegen 19 Uhr werden Helm und Mauerwerk von einigen schweren Granaten getroffen. Auf den Kirchplatz stürzen Balken und große Steinblöcke. Die ganze Nacht hindurch hält der Artilleriebeschuss an. Die Granaten sausen immerzu über die Häuser hinweg, vornehmlich in die Harkortstraße und nach Höntrop hinein.

Mit gespannter Erwartung sehen die Wattenscheider dem nächsten Tag entgegen. Sobald der Morgen dämmt, bilden sich vor den Läden, die Brot verkaufen, lange Schlangen. Die anderen Geschäfte bleiben verschlossen. In ihnen ist ohnehin seit langem selbst mit Bezugsscheinen nichts mehr zu holen.

Stunde um Stunde verrinnt. Da endlich, gegen 9.30 Uhr, geht ein erleichtertes Aufatmen durch die Menge. Die Menschen stehen mit ernstesten Gesichtern vor den Häusern, als die ersten Panzer an ihnen vorbeifahren. Man schreibt Dienstag, den 10. April 1945. Doch mit der Besetzung der Stadt durch amerikanische Truppen sind Not und Elend noch nicht vorbei, und noch „fünf Minuten vor zwölf“ müssen Menschen ihr Leben lassen. Nicht nur im Kampf.

Von Gelsenkirchen aus rücken die amerikanischen Truppen über Leithe und Ückendorf in die Innenstadt vor. Eine Panzerspitze kommt aus Steele über den Hellweg nach Höntrop und Eppendorf.

Die Bewohner der alten Schule in Sevinghausen haben angesichts der anrollenden Panzer und des aussichtslosen Widerstandes weiße Tücher aus den Fenstern gehängt. Von den Amerikanern wird jedes Haus nach versteckten Soldaten und Waffen durchsucht.

In Eppendorf rücken die Besatzer über die Barrestraße ein. Eine dort angebrachte Panzersperre wird seitlich umfahren, Sieben Männer des Volkssturms denken trotz aussichtsloser Lage nicht an Aufgabe.

Sie haben sich auf einem Hügel an der Straße In der Mark verschanzt. Ein Feuerstoß aus dem Maschinengewehr eines Panzers, der die Gruppe von der Gartenstraße aus ungesehen erreicht, löscht ihre Leben aus.

Ein einziges Chaos

Ungewissheit, Angst und Hunger verwandeln die Stadt in ein Chaos. Plündernde Banden ziehen durch die Straßen. Mit Gewehr- und Pistolenfeuer schüchtern sie ihre Opfer ein.

Besonders turbulent geht es in Leithe zu, wo sich jenseits der Stadtgrenze auf dem Gelände des ehemaligen Fußballplatzes von Rot-Weiß Leithe drei Ausländerlager befinden. Bisher als Menschen niedrigster Klasse behandelt, fühlen sich die Fremdarbeiter nun befreit.

15 jugendliche Fremdarbeiter aus dem Lager am Mariannenplatz hatten auf eigene Faust die letzten Tage des Krieges zu überstehen versucht. Sie waren ausgebrochen, jedoch am 2. April

gefasst und in der Talstraße in Eppendorf (In der Ahr) kurzerhand erschossen und in einem Bombentrichter verscharrt worden. Jetzt, in den Wirren nach dem Einmarsch der Amerikaner, sind ihre Mörder nicht mehr aufzuspüren.

Von den Plünderungen werden auch viele Bergleute nicht verschont, die bis zum Einmarsch der Amerikaner mit den Fremdarbeitern zusammen in den Gruben gearbeitet haben. Doch es gibt auch Ausnahmen. Davon berichtet die Familie Vogel. Sohn Franz, nach dem Krieg viele Jahre Fahrer von Oberbürgermeister Sievers, erinnert sich: „Ich arbeitete in diesem letzten Kriegsjahr auf der Zeche Rhein-Elbe vor Ort. Zu dem Drittel, dem ich zugeteilt war, gehörten einige Fremdarbeiter aus dem Osten. Diese Menschen dauerten mich, besonders wenn ich sah, mit was für kümmerlichen

Esspaketen sie in die Grube geschickt wurden, obwohl die Männer die gleiche schwere Arbeit wie die deutschen Kumpel verrichten mussten. Obwohl wir in unserer Familie gewiss nicht üppig lebten, steckte ich diesen Arbeitern oftmals ein Butterbrot, manchmal auch nur ein paar gekochte, kalte Kartoffeln zu. Ach, wie diese

Menschen dann dankbar waren! Sie hätten am liebsten die Schuppe aus der Hand genommen und auch meine Arbeit mit erledigt. Als es in Wattenscheid drunter und drüber ging, bekam ich ihre Dankbarkeit besonders zu spüren. ‚Frank‘, sagte so mancher zu mir, ‚du immer gut gewesen. Jetzt sind wir gut. Du keine Angst haben. Wir passen gut auf‘.“

Schnell spricht sich unter den Plünderern, zu denen nicht nur Fremdarbeiter gehören, herum, dass im großen Lebensmittellager bei Schulte-Kemna in Leithe noch mehrere hundert Tonnen Fett, Hülsenfrüchte und andere Lebensmittel liegen. Das Lager wird restlos ausgeräumt.

Auch die Bauernhöfe in den Außenbezirken werden geplündert. So der Düllmannshof in Leithe, Kohleppel und Nüfer in Sevinghausen. Ein Verwalter (Pieper) wird in der Nacht zum 11. April ermordet.

Eine Schnapsidee mit schlimmen Folgen

Etwa zur gleichen Stunde ereignet sich in Leithe eine Katastrophe, wie sie grausamer nicht sein kann: Die Kornbrennerei Schulte-Kemna geht in Flammen auf!

Bereits unmittelbar nach dem Einmarsch der Amerikaner hatte sich die Hofverwaltung an die Besatzungsmacht gewandt und unter Hinweis auf die Lagervorräte um ausreichenden



Schutz gebeten. Dieses Ersuchen fand jedoch kein Gehör.

Deshalb versucht die Hofverwaltung nun, die erheblichen Bestände an Trinkbranntwein, die in dem Brennereigebäude lagern, flaschenweise zu verteilen. Da jedoch der elektrische Strom ausfällt, kann die Verteilung nicht so schnell vonstatten gehen, dass alle zum Zuge kommen. Die alkoholgerige Menschenschlange stürmt die Kellerräume. Flaschen und Fässer werden geplündert.

Als der Vorrat zur Neige geht, wird der unter Zollverschluss stehende Spritraum aufgebrochen. Die Menge schlägt Zapfhähne ab, man füllt - beim Schein von Kerzen und Feuerzeugen Sprit in alle möglichen Behälter ab. Viel Alkohol fließt dabei auf den Boden.

Die Mitarbeiter der Brennerei sehen das Unglück kommen. Doch alle ihre Beschwörungen helfen nicht. Als Antwort gibt es nur Hohngeächter.

Plötzlich setzt eine gewaltige Stichflamme die ganzen Kellerräume in Brand. Vorräte und Einrichtungen werden vollständig vernichtet. Das Feuer greift auch auf die Mälzerei und das sich daran anschließende Wohnhaus des Prokuristen über.

Auf dem Hof ein Bild des Grauens: Menschen, die Feuer gefangen haben, wälzen sich verzweifelt auf dem Boden hin und her. Ein jüngerer Fremdarbeiter, der Brandwunden erlitten hat, schwingt sich auf ein Fahrrad, schreit in Todesangst nach dem Krankenhaus. Nach etwa hundert Metern ist seine Fahrt zu Ende.

Tot stürzt er vom Rad. Aber selbst diese Katastrophe scheint einige nicht zu beeindrucken. Sie plündern weiter: Die Wohnung des Prokuristen wird ausgeräumt. Da das Feuer ihrer Meinung nach im Bürohaus nicht schnell um sich greift, werden von ihnen weitere Brandherde gelegt. Nur durch das Eingreifen der Feuerwehr der benachbarten Zeche Rhein-Elbe wird der Brand schließlich eingedämmt. Wie viele Opfer diese Katastrophe gefordert hat, wird sich wohl nie mehr restlos klären lassen. Bei den Aufräumarbeiten werden 34 vollständig verkohlte Leichen gefunden. Nach Angaben der Polizei sollen etwa noch einmal so viele Menschen an Brandverletzungen im Krankenhaus oder in der eigenen Wohnung gestorben sein.

Nur allmählich treten wieder geordnete Verhältnisse ein. Vom 15. April an gibt es für die Bevölkerung von 18 Uhr abends bis 7 Uhr morgens Ausgehverbot. Dadurch werden Überfälle und Plünderungen erheblich eingeschränkt.

Hier endet diese Chronik des Krieges. Eine Dokumentation des Unheils – von den ersten Bomben bis zu den letzten Toten.

Endlich wird es wieder Morgen über Wattenscheid: Schon am Tage nach der Besetzung finden sich im Rathaus engagierte Bürger zusammen, um eine neue Stadtspitze zu wählen. Außerdem wird eine Bürgerwehr gebildet.



Hartmut Schürbusch

Hartmut Schürbusch, geboren 1940 in Wattenscheid, war von 1968 bis 1973 Leiter der Stadtreaktion Wattenscheid der Westdeutschen Allgemeinen Zeitung. Der Autor lebt heute als freier Journalist in seiner Heimatstadt.

